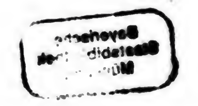
# Geschichte

des

# Doms zu Köln.



Von dem diesem Werke beigegebenen Stahlstiche:

## Der Dom zu Köln in seiner Vollendung.

Ansicht von der Abendseite.

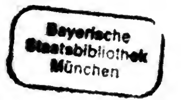
hat der Verleger für Liebhaber Exemplare in größtem Quart-Format auf schwerem Columbia-Papier abziehen lassen und sind solche durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Der Preis des Blattes ist auf weißem Papier 8 Sgr.
auf chinesischem Papier 12 „

---



---






Der Dom zu Köln in seiner Vollendung

Ansicht von der Abendseite

Verlag von C. R. Kersten in Halle %

image
not
available

# Geschichte

des

# Doms zu Köln

für

gebildete Freunde
der Kirche, des Vaterlandes und der Kunst

mitgetheilt

von

Ernst Heinrich Pfeilschmidt,
Diaconus an der Annenkirche in Dresden und Mitgliede des
Centraldombauvereins zu Köln.

„Eintracht, Ausdauer!“ —

Mit einem Stahlstiche.

Halle a/S.,
Verlag von C. R. Kersten.
Früher S. Schmerber's Verlag in Frankfurt a. M.
1842.

# Vorwort.

Was unsre Theilnahme gewinnen, wofür wir uns lebendig interessiren, was auf die Dauer von uns gefördert werden soll, das müssen wir kennen; und hat es bereits eine Geschichte, ist es wohl gar ein Kind der Jahrhunderte, so werden wir ihm unsre Theilnahme in um so höheren Grade zuwenden und es mit um so anhaltenderer Begeisterung unterstützen, je tiefer wir in seine Geschichte eingedrungen sind, je lebenvoller und anschaulicher sein allmäliges Werden uns zum Bewußtsein gekommen ist. Haben wir aber hierbei auch erkannt, es handle sich um etwas Großes und Herrliches, — es gelte der Verwirklichung eines erhabenen Gedankens auf dem Gebiete der Kirche, oder des Vaterlandes, oder der Kunst und Wissenschaft, — der Verwirklichung eines solchen Gedankens vielleicht sogar auf diesen Gebieten zugleich, so bedarf es wohl nichts weiter, um zu dem Bunde derer sich zu gesellen, deren Kräfte unter dem Schutze eines eisernen Willens in dem Entschlusse, in dem Gelübde zusammenwirken und zusammenstreben, nicht eher zu neuer Gemeinschaft sich umzugestalten, als bis das Begonnene vollendet, bis Kirche und Vaterland, bis Kunst und Wissenschaft um ein Kind reicher geworden sind, auf welches sie um so stolzer sein können, je edlere Kräfte in seiner Ausbildung sich vereinigten.

Ist es aber so, — ist Einsicht in die Geschichte einer Erscheinung und in deren Bedeutsamkeit für Kirche, Vaterland, Kunst und Wissenschaft die erste Bedingung einer recht lebendigen und thatkräftigen Theilnahme an derselben, wenigstens

eins der besten Mittel, solche Theilnahme zu beleben und zu nähren, so hoffe ich nicht ohne guten Grund, es werde das vorliegende Schriftchen dazu beitragen helfen, daß das große Werk, welchem seit dem letzten 4. September Aller Augen sich zugewendet haben, daß der Weiterbau des Doms zu Köln in allen Kreisen unsres Volkslebens immer mehr warme Verehrer gewinne, — es werde also dahin mitwirken, daß Katholik und Protestant umschlungen vom Bande der Christenliebe, daß der Deutsche in Nord und Süd und der Deutsche in Ost und West umschlungen vom Bande der Vaterlandsliebe am Dome zu Köln als an einem Denkmale nicht nur ächt deutscher Kunst, sondern als an einem Denkmale der Einheit des deutschen Landes und der deutschen Kirche in jener Kraft und in jener Liebe baue, welche an keinem Grenzsteine zerschellt und von keinem Bekenntnisse aufgelöst wird; — es werde das vielseitige Bestreben fördern, insbesondre in die Gemüther des jüngern Geschlechts die Freude an diesem Werke wie einen zündenden Funken zu werfen, und durch das Alles zu einem, wenn auch nur schwachen und untergeordneten Mittel, doch aber immer auch zu einem Mittel werden, dem Geiste einen Tropfen Lebenselixirs einzuflößen, an welchem es unserm großen, herrlichen Vaterlande, an welchem es auch der Kirche desselben nur allzu oft gefehlt hat und theilweis noch immer fehlt, — dem Geiste der Einheit in der Kraft und in der Liebe. Wenigstens glaube ich in dem Schriftchen geboten zu haben, was zu einer gründlichen Belehrung über die Geschichte des Doms unentbehrlich ist, und die Einsicht in die Bedeutsamkeit seines Weiterbaues für Kirche, Vaterland und Kunst denen vermittelt, welche wir gebildete Freunde derselben nennen.

Indem ich nun aber das Bedürfniß dieser vorzugsweise im Auge hatte, kam es mir vor Allem darauf an, mit Uebergehung dessen, was nur für den Künstler von Interesse ist, mit Vermeidung auch alles gelehrten Aufputzes an Citaten und Anmerkungen den Dom in seiner geschichtlichen Entwickelung als

das darzustellen, was er eben ist und wodurch seine Geschichte das hohe Interesse bekommt, das sie wiederum erregt, — d. h. als eine Frucht am Lebensbaume Kölns, — mit andern Worten, als eine Frucht der kirchlichen und politischen Verhältnisse Kölns und seiner eignen Gesinnung in Gemeinschaft mit der Gesinnung früher seiner geistlichen, später seiner weltlichen Machthaber, und zwar als diejenige Frucht, in welcher recht eigentlich der Geist dieser Gesinnung und jener Verhältnisse zur Anschauung kommt. Nicht skelettartig also, nicht vereinzelt durfte die Geschichte des Doms hingestellt und dafür genützt werden, was die wichtigsten Quellen, wie Boisserée's „Geschichte und Beschreibung des Doms zu Köln nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst", — Wallraf's „Beiträge zur Geschichte der Stadt Köln und ihrer Umgebungen," — Noël's „historisch-archäologische Beschreibung des Doms zu Köln", — Brewer's „vaterländische Chronik der Königlich Preußischen Rheinprovinzen im Allgemeinen und der Stadt Köln insbesondere" — und für die neueste Zeit das „Kölner Domblatt" hierüber bieten. Es mußte vielmehr die Geschichte des Doms in lebensvollem und lebenswarmem Zusammenhange mit der Geschichte Kölns selbst und seiner Erzbischöfe verbunden bleiben und aus der letztren hinzugefügt werden, was zum Verständniß der erstren, was nöthig war, um einzusehen, warum gerade in Köln dieser Dom gegründet ward, warum gerade in dieser Zeit sein Bau munter vorwärts schritt und warum er zu einer andern stockte, — wie es geschah, daß er damals stille stand, als er stille stand, — daß er verfiel, als er verfiel, — daß er verunstaltet, hergestellt, sein Weiterbau beschlossen und begonnen ward, als dies Alles geschah. Ja, — nicht das allein, — um bei der Darstellung dieser Lebensfülle und Lebenswärme möglichst wenig hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben, durften in derselben auch die Nerven- und Muskelbündel nicht fehlen, welche aus der Geschichte des großen Körpers des ehemaligen deutschen Reichs und des jetzigen Deutsch-

lands in das lebendige Glied auslaufen, als welches wir Köln an diesem Körper gewahren und mit welchem es eben darum stets in der innigsten Wechselwirkung gestanden hat. Denn nur so konnte das Leben nachgeahmt werden, das im Dome zu Köln seit der Veranlassung zu seinem Baue als dem Baue eines großen Grabmals für die Gebeine der heiligen drei Könige bis zum 4. September d. J. allmälig sich entwickelt hat; nur so geboten werden, was gebildete Freunde der Kirche, des Vaterlandes und der Kunst zu bedürfen scheinen.

Möge mir es nun nur einigermaßen gelungen sein, dieses Bedürfniß zu befriedigen und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche einer solchen Behandlung der Geschichte des Doms entgegentraten! — Möge zugleich die beigefügte treffliche Darstellung des Doms in der beabsichtigten Vollendung seiner Westseite nicht nur die wohlverdiente Anerkennung finden, sondern auch eine Aufforderung mehr sein, zu solcher Vollendung nach Kräften beizutragen! — Möge insbesondre durch Beides, durch Wort und Bild, den jüngeren Söhnen und Töchtern unseres Vaterlands das Herz für die thätige Unterstützung des großen vaterländisch-christlichen Werks geöffnet und damit die schöne Hoffnung fest begründet werden, wenn nicht früher, doch am Neujahrstage 1900 werde das Geläute der Glocken von den vollendeten Thürmen des Doms erschallen, seine Pforten aber einem Volke sich öffnen, dem nicht umsonst in seinen Hallen das Wort geprediget wird: „Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit!" —

Dies dem Leser zu Gruß, Verständigung und Anregung geschrieben

zu Dresden am 16. November 1842

**von dem Verfasser.**

# Erster Zeitraum.

Geschichte des Doms von der Veranlassung zu seinem Baue in der frühesten christlichen Zeit bis zum Stillestand des Baues im Anfange des 16. Jahrhunderts.

# 1.

## Veranlassung und Vorbereitung des Dombaues bis zum Jahre 1248.

Die heilige Nacht auf Bethlehems Fluren war vorüber. Die himmlischen Heerschaaren hatten sie mit dem Lobgesange begrüßt: „Ehre sei Gott in der Höhe! Frieden auf Erden! — und den Menschen ein Wohlgefallen!" — Die Hirten waren nach Bethlehem gekommen, — hatten Maria und Joseph gefunden, dazu das Kindlein in der Krippe liegend, hatten das Wort ausgebreitet, welches zu ihnen von diesem Kinde gesagt war, waren wieder umgekehrt und hatten Gott gepriesen und gelobt um das Alles, das sie gehört und gesehen hatten. Maria aber, die hochbeglückte Mutter des Kindes, welches bestimmt war, durch seine Erscheinung den Himmel mit der Erde zu versöhnen, und die Nacht in Licht, den Schmerz in Freude, den Kampf in Frieden zu verwandeln, — Maria, die Mutter dieses Kindes, behielt alle jene Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.

Siehe — da kamen die Weisen aus dem Morgenlande. Die Sage nennt sie Könige und ihre Namen Melchior, Balthasar und Kaspar. Die kamen gen Jerusalem und sprachen: „Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen!" Herodes aber und mit ihm das ganze Jerusalem erschrak, als er das hörte, ließ alle Hohepriester und Schriftgelehrte unter dem Volke versammeln, und erforschte von ihnen, wo Christus geboren werden sollte. Die Ant-

wort aber war: „Zu Bethlehem im jüdischen Lande. Denn es stehet geschrieben durch den Propheten: Du Bethlehem im jüdischen Lande bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda, denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sei!“ — Da berief Herodes die Weisen heimlich und lernte mit Fleiß von ihnen, wenn der Stern erschienen wäre, und wies sie gen Bethlehem und sprach: „Ziehet hin und forschet fleißig nach dem Kindlein und wenn Ihr's findet, so saget mir's wieder, daß ich auch komme und es anbete!“ — Die Weisen aber, als sie den König gehört hatten, zogen sie hin. Und siehe der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen hin, bis daß er kam und stund oben über, da das Kind war. Da sie nun den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut, gingen in das Haus und fanden das Kind mit Maria seiner Mutter und fielen nieder und beteten es an, thaten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Gott aber befahl ihnen im Traume, daß sie sich nicht sollten wieder zu Herodes lenken, und zogen durch einen andern Weg wieder in ihr Land. Beseligt nun von dem Gedanken, die Erstlinge unter den Heiden gewesen zu sein, denen das Licht der Welt aufgegangen ist, wohnten sie dort, bis die Stunde kam, die einen jeden unter ihnen von der irdischen Herrschaft zur Theilnahme an der himmlischen, — aus dem Lande, in welchem auch der Weiseste die Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“ nicht genügend beantworten kann, in's Land höheren Wissens berief und sie dorthin kamen, wo die Täuschung nicht mehr waltet. Dort aber wohnen ihre unsterblichen Geister seit fast zwei Jahrtausenden und schreiten von einer Stufe der Erkenntniß und Heiligkeit zur andern vorwärts, während viele unter denen, die nach ihnen bis heute denselben Herzog der Seligkeit in viel größerer Herrlichkeit, als sie, haben kennen gelernt, oftmals ohne Liebe nicht um die Wahrheit, sondern um den Irrthum gestritten haben, und noch immer einander in Haß und Zwietracht sich befehden, statt einander in den Drangsalen des Lebens wie Brüder den Brüdern die helfende Hand zu reichen und das schöne aposto-

lische Wort zu beherzigen: „Wandelt, wie sich's gebühret in Eurem Berufe, darinnen ihr berufen seid, mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld und vertraget einer den andern in der Liebe! — Und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist, wie Ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung Eures Berufs. Ein Herr, — Ein Glaube, — Eine Taufe, — Ein Gott und Vater unser Aller, der da ist über Euch Alle und durch Euch Alle und in Euch Allen!" —

Lange Zeit nun, mehr als drei Jahrhunderte, waren seit jener Ankunft der Weisen — oder wie wir sie der gangbar gewordenen Sage gemäß nennen wollen, — der heiligen drei Könige verflossen. Die christliche Kirche, obwohl unter gar vieler Drangsal und blutiger Verfolgung, hatte sich im großen römischen Reiche inzwischen verbreitet, das Kreuz, — den Juden eine Thorheit, den Griechen ein Aergerniß, war an vielen Stätten, in vielen Herzen aufgestellt. Insbesondere auch hatte es an den Ufern des Rheins bis nach den theils kurz vor, meist aber erst nach Christi Geburt von den Römern eroberten Provinzen des heutigen Frankreich und Deutschland oder des alten Galliens und Germaniens Eingang gefunden. Mehr aber, wenigstens nicht minder als anderwärts, war dies in derjenigen Stadt des linken Rheinufers der Fall, die im Jahre 37 vor Chr. durch Agrippa, den Schwiegersohn des ersten römischen Kaisers gegründet, zuerst von dem gegenüber wohnenden deutschen Volke der Ubier und einer römischen Colonie bevölkert und von Anfang an bestimmt war, die Herrschaft Roms in Deutschland zu befestigen, zu verherrlichen und zu vertreten. Dies aber war keine andre als das heutige Köln, im Alterthum ursprünglich Ubierstadt, dann aber seit 50 n. Chr. Colonia Claudia Augusta Agrippinensis, von der daselbst gebornen Enkelinn Agrippas, der Gemahlinn des Kaisers Claudius, so genannt und von dieser vor Allem zuerst zu Glanz und Ansehen erhoben. Nicht aber, als könnten wir die grundlose Sage für wahr halten, es sei der von Jesu auferweckte Jüngling zu Nain unter dem Namen Maternus

zunächst Schüler des Petrus, und dann seit 94—128 n. Chr. erster Bischof zu Köln gewesen, worauf dann seit ihm eine ununterbrochene Reihe von Bischöfen der christlichen Gemeinde zu Köln vorgestanden habe; — wohl aber hatte bereits im Jahre 313 nicht nur Köln in einem geschichtlich gewissen Maternus seinen ersten Bischof gehabt, sondern auch Helena, von der Kirche die Heilige genannt, die Mutter Konstantins des Großen, des ersten christlichen Kaisers, der von 306—337 regierte, hatte wie anderwärts so auch in Köln Kirchen und Klöster gegründet, unter andern die St. Gereonskirche, nicht in ihrer jetzigen Gestalt, sondern die frühere nach griechischem Geschmacke länglich vierecktigt, mit orientalischen Granitsäulen und vergoldetem Dache. Noch immer jedoch waren die Gebeine der ersten unter den Königen, die den jetzt im Römischen Reiche zu Ehren gekommenen Himmelskönig angebetet hatten, nicht aufgesucht, wenigstens nicht aufgefunden worden. Da machte sich, von frommer Sehnsucht getrieben, die greise Helena in einem Alter von fast achtzig Jahren auf den Weg, durchreiste einen Theil des Morgenlandes und war, wie man meint, wirklich so glücklich, die gesuchten Gräber um das Jahr 326 zu entdecken. Mit der heiligen Begeisterung für derartige Reliquien aus den ersten christlichen Zeiten, welche sich das ganze Mittelalter hindurch und in der katholischen Christenheit zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten hat, begrüßte Helena die noch unversehrt erhaltenen Ueberreste der drei Könige, und brachte sie unter großem Gepränge nach der damaligen Hauptstadt der Welt und der Christenheit, d. h. nicht nach Rom, sondern vielmehr nach dem von Konstantin dazu erhobenen Byzanz, welches nach ihm Konstantinopel oder Konstantinsstadt genannt wurde. Ob nun Konstantin dieses Heiligthum nicht nach Gebühr zu schätzen wußte, oder ob er durch den Besitz desselben das Bisthum Mailand erheben wollte, — kurz es blieb nicht lange in Konstantinopel, sondern kam schon um 330 nach Mailand. Denn als Konstantin den Priester Eustorgius zum Erzbischof von Mailand erwählte, machte er demselben jene Gebeine zum Geschenke.

Dieser aber erbaute ihnen eine besondere Kapelle von köstlichem Marmor, und ward dadurch Veranlassung, daß im Verlaufe der Jahrhunderte viele wunder- und reliquiengläubige Pilger nach Mailand kamen, um am Grabe der heiligen drei Könige zu beten.

Allein so weit auch die Ueberreste derselben schon von Ost nach West mit dem Sonnenlichte gewandert waren, so war doch diese Wanderung in derselben Richtung noch nicht vollendet. Vielmehr sollte durch ihren Besitz diejenige Stadt vor vielen andern hoch geehrt und nach dem Glauben der Zeit und der Kirche vor Gefahren geschützt werden, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte jedenfalls die volkreichste, mächtigste, glänzendste und reichste des ganzen deutschen Reichs gewesen ist, nachdem sie inzwischen aus der Hand der Römer im fünften Jahrhunderte in die der Franken, dann bei der Theilung des fränkischen Reichs im neunten Jahrhunderte zu dem Theile, der fortan Deutschland hieß, geschlagen, deren Bischof Agiloph ohngefähr um 700 zum Erzbischof ernannt, deren Erzbischof Heribert endlich um das Jahr 1000 zuerst mit der Würde eines Churfürsten bekleidet worden war. Diese Stadt nun aber war wiederum keine andere als Köln, — und derjenige, dem Köln den Besitz der von ihm hochgehaltenen Reliquien verdankte, einer der mächtigsten unter den deutschen Kaisern aus dem edlen Schwabengeschlechte der Hohenstaufen, der hochgesinnte, tapfre, körperlich und geistig kräftige Kaiser Friedrich I. Barbarossa oder Rothbart zubenannt, welcher im Jahre 1152 den deutschen Kaiserthron mit dem festen Vorsatze bestieg, das kaiserliche Ansehen auf den höchsten Gipfel der Macht zu erheben und ihm namentlich in dem aufrührerischen und priesterstolzen Italien den Glanz wenigstens wieder zu verleihen, den es besessen hatte, bevor Kaiser Heinrich IV. im kalten December des Jahres 1077 barfuß im Bußgewande vor dem gewaltigen Pabste Gregor VII. im Schloßhofe zu Canossa um Gewährung einer Audienz hatte flehen müssen. Diese Absicht Friedrichs aber eben ward die Veranlassung zur Beschenkung Kölns mit den in der ganzen damaligen Christenheit und unter dem katholischen Theile derselben noch heute

angesehenen Gebeinen, dadurch aber zugleich zur Gründung und Erbauung des erhabensten unter allen Bauwerken der mittelalterlichen Baukunst unsres deutschen Vaterlandes, zur Gründung und Erbauung des Kölner Doms. Denn sollte Italien zur lehnsrechtlichen Pflicht, zum Gehorsam gegen den Kaiser zurückgebracht werden, so mußte derselbe nicht nur dem weltlich-geistlichen Oberhaupte der Christenheit seine Macht fühlen lassen, sondern auch die übermüthigen Städte Oberitaliens züchtigen. Keine aber war übermüthiger als Mailand, welches sogar gewagt hatte, einem Schreiben des Kaisers die Siegel abzureißen und dasselbe dann mit Füßen zu treten. Mailand also vor allem galt es, zu züchtigen. Zu diesem Zwecke zog denn auch der Kaiser 1154 nach Italien. Aber umsonst. 1158 sah er sich genöthigt wiederzukehren. Er that es an der Spitze von 100,000 Mann, mit welchen er um Pfingsten sein Lager bei Augsburg verließ. Fast alle Städte des nördlichen Italiens unterwarfen sich ohne Schwertstreich; Mailand ward in die Acht erklärt, und nach kurzer Belagerung erobert. Sich selbst zu Schimpf und Schande, erschienen jetzt die stolzen Mailänder, Geistliche und Weltliche barfuß und im Bußgewande, jene mit Kreuzen in den Händen, vor diesen der Adel mit Schwertern über ihrem Nacken, die Andern mit Stricken um den Hals vor dem Kaiser und flehten fußfällig um Gnade. Der Kaiser gewährte sie unter der Bedingung des Treueschwurs. Dieser ward auch feierlich geleistet. Allein was kümmerte sich darum der Italiener dem Deutschen gegenüber. Darum als im nächsten Jahre der Kaiser seinem Rechte gemäß die Bürgermeister in Mailand einsetzen wollte, fielen die Mailänder, allerdings vom Anblicke des kaiserlichen Adlers auf dem Thurme ihres Doms fortwährend an ihre Abhängigkeit erinnert, über die Stellvertreter der kaiserlichen Macht, zu denen namentlich auch der damalige Kanzler des Reichs und Erzbischof von Köln, der beredte Rainald Graf von Dassele gehörte, so ungestüm her, daß diese in großer Lebensgefahr waren. Da nun hielt sich der Zorn des Kaisers nicht länger. Vielmehr, als Mailand auf drei Vorladungen zur Rechtfertigung keine

Abgeordneten sendete, sprach der Kaiser von Neuem die Acht über dasselbe aus und schwur zugleich, die Krone nicht wieder auf das Haupt zu setzen, bis er Mailand unter seine Füße getreten habe.

Was er aber gelobt hatte, das hielt er und hielt es in schrecklicher Weise. Denn als nach dreijähriger Belagerung, nach vielem Blutvergießen von beiden Seiten, im Jahre 1162 Mailand sich endlich ergeben mußte, was geschah da? — An drei Tagen, am 1., 3. und 6. März, zogen Geistliche, Adel und Volk in das kaiserliche Lager vor Lodi, wo sich das schon vorhin geschilderte Schauspiel vollkommener Demüthigung wiederholte. Außer mehreren hundert andern Fahnen ward auch das Hauptbanner der Stadt, das sogenannte Carocium, ein eiserner Baum mit eisernen Blättern, oben ein großes Kreuz mit dem heiligen Ambrosius, dem Schutzpatrone der Stadt, auf einem rothen Wagen von vier Paar mit weißen Decken behangenen Stieren herbeigefahren, und vor dem Kaiser gesenkt. Mit eigner Hand riß Friedrich den Saum der Fahne herunter. Laut jammernd stürzte alles Volk zur Erde. Vergeblich flehten die Consuln um Gnade. Erzbischof Rainald hatte die Genugthuung für den ihm angethanen Schimpf, die Urkunde zu verlesen, nach welchem sich die Stadt auf Gnade und Ungnade ergab. Des Kaisers Spruch aber entschied, binnen acht Tagen solle die Stadt geschleift werden. Und dieser Spruch ward an ihr von ihren Feinden, den umliegenden Städten, vollzogen. Doch ehe er vollzogen ward, wurden die Schätze Mailands von dem Sieger in Sicherheit gebracht, und zu ihnen nun, zu den bedeutendsten kirchlichen Kleinodien Mailands gehörten eben jene Gebeine, welche länger als acht Jahrhunderte hier geruht hatten. War nun dem Erzbischof Rainald schon vorher die erwähnte Genugthuung geworden, so konnte er wohl nun keinen größern Triumph feiern, als der war, daß ihm, zum Vorzuge vor mehreren bedeutenden Mitbewerbern um diesen Schatz, wie des Kaisers eignem Bruder, Konrad, dem Bischof von Lüttich und Andern, die heiligen Ueberreste übergeben und ihm aufgetragen ward, dieselben — nach Köln zu

bringen. Dies geschah. Im Triumphzuge, überall feierlich empfangen, überall wie ein Bote des Himmels angestaunt, überall um des Schatzes willen, der in seinen Händen war, hochgeehrt, nahm er, sobald er in Italien entbehrt werden konnte, seinen Weg durch die Schweiz, den Rhein abwärts bis nach Remagen, wo bereits sein Nachfolger, der damalige Domprobst Philipp von Heinsberg seiner harrte und das Heiligthum in Empfang nahm. Rainald selbst eilte jetzt wieder nach Italien zurück, wo er drei Jahre nachher ein Opfer der Pest wurde, welche in Rom unter den Deutschen ausbrach. Philipp aber in Gemeinschaft mit dem Bischof von Osnabrück führte die Gebeine nach Köln, wo sie unter lautem Jubel der gläubigen Menge am 23. Juli 1164 ankamen und unter großen Feierlichkeiten in dem alten Dome beigesetzt wurden, welcher bereits von Erzbischof Hildebold auf dem Platze des ihm von Karl dem Großen dazu geschenkten Pallastes um das Jahr 800 begonnen und von Erzbischof Wilibert am 27. Septbr. 873 eingeweiht worden war. Nahe dem Beyenthurme, dem südlichsten Befestigungspunkte der Stadt, geschahe die Ausschiffung. So groß war die herbeigeströmte Menge, daß davon die Straße nach der nächsten Kirche St. Severin den Namen der Dränggasse erhielt; so groß die Freude Kölns über diesen Besitz, daß von Stund an die drei Könige eben so, wie schon früher die heilige Ursula und der heilige Gereon, jene gefeierten Märtyrer aus dem dritten und vierten Jahrhunderte, zu Schutzpatronen der Stadt erwählt und ihre drei Kronen in das Wappen derselben aufgenommen wurden; so groß endlich das Verlangen, im Besitze dieser Reliquien zu sein, daß Konrad, Kurfürst von der Pfalz, der genannte Bruder des Kaisers, der, wie schon erwähnt, erfolglos sich um den Schatz beworben hatte, mit Heeresmacht vor Köln zog, um denselben zu nehmen, um was er seiner Meinung nach vom Erzbischof Rainald betrogen worden war. Allein die Kölner selbst, ihre Bundesgenossen und das ganze Erzbisthum sammelten zum Schutze ihres Eigenthums eine Macht von angeblich 100,000 Mann, lagerten sich bei Andernach und harrten hier drei Tage auf Konrads Angriff. Doch umsonst. Konrad, wahrscheinlich durch die

Uebermacht geschreckt, zog ab und Friedrich legte die Sache auf einem Reichstage zu Bamberg bei. Fragen wir aber nun, was denn wohl der Stadt, dem Kaiser, dem Erzbischof den Besitz dieser Reliquien so wünschenswerth machte, so ist das sehr leicht aus den Vortheilen, die sie davon hatten, zu erklären. Denn, was zuerst die Stadt anlangt, so mußte dieselbe wohl gewinnen, wenn von nun an jährlich eben so, wie nach Mailand früher, ja in noch viel größerer Menge zahlreiche Züge von Wallfahrern kamen, die, im Begriffe als Pilger oder als Theilnehmer an den damals eben Alles in Bewegung setzenden Kreuzzügen nach dem Vaterlande der drei Könige zu ziehen, sich durch den Anblick der gekrönten Häupter im Gebete stärken wollten, die einst auch zur Geburtsstätte des Welterlösers gekommen waren und ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten, — ihr Anblick sollte bei ihrer Wanderung nach dem heiligen Lande ihnen werden, was ihnen, den drei Königen, der Stern einst geworden war, den sie am Himmel erblickten. Kamen aber die Fürsten des deutschen Reichs bei jeder Kaiserkrönung auch nach Köln, dessen Erzbischof Konrad von Hochstetten, wie wir nachher hören werden, der Gründer des jetzigen Doms, vom Pabste Innocenz IV. sogar die alleinige Berechtigung zu solcher Krönung erhielt, und besuchten die Fürsten dann den Dom, so mußten sie sich beim Anblicke ihrer königlichen Vorfahren stets daran erinnern, daß dieselben sich auch einst vor einer höheren Macht gebeugt hatten; das aber konnte nur dazu beitragen, das kaiserliche Ansehen den übrigen Fürsten gegenüber zu mehren. Und nicht anders war es mit dem Ansehen des Erzbischofs, um dessen Sitz auch dadurch ein Glanz sich verbreitete, wie um den keines andern Kirchenfürsten in der deutschen Christenheit.

Je mehr nun aber das der Fall war, — je mehr Köln, die heilige Stadt, das deutsche Rom, wie es genannt ward, sich erhob, — je angesehener sein Adel, seine Kaufleute, seine Zünfte wurden, — je höher aber auch zugleich die Macht seiner Erzbischöfe stieg, desto mehr mußte wohl in den letztern der Wunsch aufsteigen, an die Stelle des alten Doms, welcher auch St. Peters

Münster hieß, und der den kostbaren Reliquien einen nicht gleich kostbaren Ruheplatz bot, einen neuen, ihrer würdigen zu erbauen, — einen Dom, der Alles, was die deutsche Kirchenbaukunst bis dahin Großes und Herrliches aufzuweisen hätte, überstrahlen und eben dadurch theils das Ansehen der Kölnischen Kirche und ihrer priesterlichen Machthaber in den Augen der großen, das in die Sinne Fallende beachtenden Menge in der Gegenwart erhöhen, theils der Größe derselben ein Denkmal setzen sollte, das allen nachfolgenden Geschlechtern es verkündete, es sei die Aufgabe nicht nur des heidnischen Köln gewesen, das heidnische Rom in Deutschland zu vertreten, sondern auch des christlichen Köln geblieben, sich zum christlichen Rom in Deutschland zu gestalten.

Und in der That dauerte es auch nicht zu lange, bis dieser Gedanke anfing zur Wirklichkeit zu werden. Der erste aber, der unter den freilich schon damals ausgebrochenen und bis zur Auflösung des deutschen Reichs nie ganz wieder beseitigten Streitigkeiten der Erzbischöfe und der Stadt wegen der Gerechtsame der letztern als reichsunmittelbaren, den Plan zu einem solchen Gebäude mit der ernsten Absicht der Ausführung hegte, war Engelbert I. Graf von Berg, seit 1216 der fünfte Nachfolger Philipps von Heinsberg, ein Mann, wie er wenigstens vorher nicht auf dem Stuhle zu Köln gesessen hatte, von seinen Geschichtsschreibern eine Säule der Kirche, eine Zierde der Geistlichkeit, eine Stütze des Reichs genannt. Mit eben so viel Gerechtigkeit als Klugheit und Muth führte er das Reichsregiment, das Kaiser Friedrich II. ihm übertragen hatte; in seinen Besitzungen förderte er Ackerbau, Gewerbthätigkeit, Handel und Kunst; dem Erzstifte gab er eine neue Ordnung der geistlichen und weltlichen Verhältnisse, den Landständen eine zeitgemäße und bestimmte Gestaltung. Was aber besonders hierher gehört, er war es, der nicht nur die Geistlichkeit seines Erzbisthums zu Beiträgen für Erbauung eines neuen Doms aufforderte, sondern auch selbst sogleich dazu 500 Mark Silber aus seinem eignen Vermögen mit der Erklärung hergab, so lange er lebe, jährlich dieselbe Summe beitragen zu wollen. Allein das

Gute pflegt vom Bösen gehaßt und gar oft für Augenblicke verdrängt zu werden, und so dauerte auch Engelberts Leben und Regierung leider nur kurze Zeit. Denn als er, ein Beschützer der Ordnung und des Rechts, ein Freund des Volks und der Bedrängten, den übermüthigen und unmenschlichen Grafen Friedrich von Isenburg und Altena wegen Bedrückungen, die sich derselbe gegen seine Unterthanen insbesondere gegen die Abteien Werden und Essen zu Schulden kommen ließ, nachdrücklich zurechtgewiesen hatte, und er einst am Abend des 7. Novbr. 1225 sorglos die Straße gen Köln zog, da überfiel ihn in der Nähe von Schwelm der racheerfüllte Friedrich mit fünf und zwanzig Mordgenossen, und war nicht eher zufrieden gestellt, als bis der ehrwürdige Engelbert aus acht und dreißig Wunden blutend seinen Geist ausgehaucht hatte. Allerdings verurtheilte der römische König Heinrich VI., der in Engelbert seinen Erzieher verehrte, den Mörder desselben auf dem Reichstage zu Frankfurt zum Tode; auch ward derselbe im nächsten Jahre bei Lüttich gefangen und am Jahrestage der feierlichen Beisetzung Engelberts in Köln durch das Rad hingerichtet; — seine Burg endlich von Engelberts Nachfolger dem Grafen Heinrich von Molenarck zerstört, — aber mit dem Allem doch nicht der Schade gut gemacht, der durch diese Frevelthat der Stadt und dem Erzbisthum zugefügt worden war. Zugleich wurde damit das große Unternehmen, welches zu beginnen Engelberts Absicht gewesen war, der Dombau, hinausgeschoben und verzögert.

Doch — obschon dies der Fall war, — obschon Engelberts nächster Nachfolger, der schon genannte Graf von Molenarck demselben seine Aufmerksamkeit nicht zulenkte, so blieb es doch nicht gänzlich aufgehoben. Vielmehr vereinigten sich gar bald genug Umstände, welche dasselbe förderten.

Vor Allem einflußreich aber war es, daß im Jahre 1237 ein Mann den erzbischöflichen Stuhl bestieg, der darauf ausging, daß stolze Köln um jeden Preis unter die Herrschaft des priesterlichen Machtgebots zu beugen, eben darum auch darauf, seine und seiner Nachfolger Würde mit dem blendendsten Glanze zu umgeben. Dieser

Mann war Konrad von Hochstetten oder Hochsteden, auch Hochstaden, der, wir wollen nicht entscheiden, ob wegen seiner schlauen Lebensklugheit, welche für Weisheit galt, oder wegen seiner Verdienste um den Tempelbau von mehr als einem Geschichtschreiber der Salomo seiner Zeit genannt wird; derselbe, welcher nach der Absetzung Kaiser Friedrichs durch Innocenz IV. die Wahl der drei auf einander folgenden Gegenkaiser Heinrich Raspes von Thüringen, Wilhelms von Holland und Richards von Cornwallis durch seinen Einfluß leitete. Dieser Konrad von Hochstetten nun, einer der stolzesten und herrschsüchtigsten unter den Inhabern des erzbischöflichen Sitzes in Köln, erkannte in der Ausführung des bereits von Engelbert gefaßten Plans zur Erbauung eines neuen Doms, eines neuen Pallastes gleichsam zur Wohnung der ersten christlichen Könige Eins der wirksamsten Mittel zur Verherrlichung des priesterlichen Ansehens, und schon war er im Begriff, den alten und ziemlich baufälligen Dom Hildebolds und Wiliberts abtragen zu lassen oder eine neue Baustätte für seinen Zweck zu wählen, als ihm die Gewalt des Elements zu Hülfe kam. Denn im Mai des Jahres 1248 brannte der alte Dom bis auf die Mauern nieder; nur Weniges und darunter der hölzerne Thurm mit dem Geläute blieb stehen, und es war so mit einem Male das letzte Haupthinderniß beseitigt, welches bis jetzt noch dem Beginne des neuen Gebäudes entgegengestanden hatte. Wahrscheinlich aber hatte Konrad schon vor dem Brande einen sachkundigen Meister mit der Entwerfung des Risses, welcher merkwürdig genug zwar abhanden gekommen, aber späterhin wieder gefunden worden ist, beauftragt; denn noch im Sommer desselben Jahres ward der Grundstein zu dem Wunderbaue gelegt und das Werk mit kräftiger Hand begonnen. In Form eines Kreuzes sollte es sich erheben; nicht nach dem früher beliebt gewesenen und von seiner Anwendung in Byzanz sogenannten byzantinischen Style mit runden Bogen und rundgewölbter Kuppel, im Rundbogenstyle, sondern in der ächt deutschen, gewöhnlich gothisch genannten Bauweise, in deren schlank aufstrebenden Säulen mit ihren Laubgewinden, in deren

Spitzbogen mit ihren scharfen Kanten, in deren himmelanragenden Thürmen der Charakter unsers deutschen Volks als eines Volks sich ausspricht, das in seinen Wäldern an der Brust der Natur groß geworden ist, im sogenannten gothischen Spitzbogenstile, sollte es ein vollendeter Abdruck des christlich deutschen Gemüths werden; im Schiffe 161 Fuß, im Kreuze 280 Fuß breit und im Chor wie im Schiffe gleich hoch als breit war dem Ganzen eine Länge von nahe an 500 Fuß bestimmt und eben so hoch sollten die beiden Thürme über dem Hauptportale zu den Wolken aufwärts steigen; die Siebenzahl als heilige Zahl war gleichsam die Seele der Maaßverhältnisse und selbst des Ausbaues und der Ausschmückung. Daher zeigt der Halbzirkel des Haupteinganges und seiner beiden Nebenthüren sieben Säulen für Standbilder; eben so viele Plätze für Bildnisse sind in der prächtigen Vorhalle bezeichnet; und vierzehn Tabernakel stehen am südlichen Thurme. So zählen ferner die Säulen des Mittelschiffs bis zu ihrem letzten Paare hinter dem Hochaltare immer zweimal sieben, desgleichen stehen um den Hochaltar im Chore zu jeder Seite sieben Freisäulen mit den zwölf Aposteln, Christo und Maria, und so könnten wir noch lange fortfahren mit Beispielen zu belegen, was so eben von der Siebenzahl gesagt ward.

Ist es uns nun aber darum zu thun, zu wissen, in wessen Seele denn der erhabene Gedanke schlummerte, aus welchem sich die vollendetste unter allen Blüthen der mittelalterlichen Baukunst entfaltete, aus welchem die erhabenste Schöpfung der deutschen Kirchenbaukunst hervorging, so mögen wir wohl ein Zeichen der eigenthümlichen Größe jener Zeit im Gegensatze zu der denkmalssüchtigen und ehrenbecherreichen Gegenwart darin erkennen, daß uns die Geschichte wenigstens einen vollkommen sichern Aufschluß über diese Frage nicht geben kann und vergeblich nach einem solchen in ihren Jahrbüchern sucht. Einige muthmaßen allerdings, Albert der Große, jener berühmte Philosoph aus dem Mönchsorden der Dominicaner, welcher längere Zeit zu Paris und Köln über den griechischen Weltweisen Aristoteles lehrte, im Jahre 1260 Bischof von Regensburg ward, aber drei Jahre nachher sein Amt niederlegte

und sich wieder nach Köln in ein Dominicanerkloster zurückzog, wo er auch 1280 starb, dieser Albert der Große sei der Urheber des Riesenplans zum Pallaste der drei Könige gewesen und namentlich entscheidet sich der Kanonikus Boecker in seiner Geschichte der Reliquien der heiligen drei Könige in dem bei Wallraf S. 84—199 abgedruckten Abschnitte für diese Muthmaßung. Denn nachdem er ausführlich die harmonische von der Siebenzahl beherrschte Anordnung des Gottesbaues und die Fülle der in ihm waltenden heiligen Symbolik oder der Darstellung religiöser Ideen durch sinnbildliche Zeichen mit begeisterter Rede geschildert hat, fährt er so fort: „Diesemnach ist es fast wahrscheinlich, daß der ehrwürdige zu eben jener Zeit in Köln lebende Dominicaner Albertus Magnus, welcher, wie aus unsern städtischen Geschichten bekannt ist, von dem Erzbischofe Konrad und dessen Nachfolgern sowohl als von den edelsten Bürgerfamilien Kölns hochgeschätzt und in allen wissenschaftlichen Fällen zu Rathe gezogen wurde, auch hier, wie zu Rom die Gelehrten bei dem Baue der St. Peterskirche, in der Angabe sowohl der theologischen und philosophischen Symbolik als auch der architectonischen Musik dieses Tempels großen Beistand geleistet habe. Vielleicht hat dieser berühmte Mann noch mehr dabei gethan, als die seines Namens kaum noch gedenkende Nachwelt sich davon einbildet. Denn 1270 *), nachdem er sein Bisthum Regensburg abgetreten und hier sein Lehramt wieder übernommen hatte, baute er auch nach seinem Entwurfe und meistens aus eignen Mitteln den großen schönen Chor seiner Klosterkirche in einem mit dem Domchore verwandten Geschmacke und mit ganz ähnlichen Fenstern. Albert war in Köln der Mann, der einst der Abt Suger in Paris war. Wenn es eine Demuth des großen Baumeisters unsres Doms war, daß er der Nachwelt seinen Namen entzog, wem wäre dies ähnlicher als ihm!“ — Allein so sehr wir auch unter diesen Umständen geneigt sind, dem hohen Geiste Alberts an der symbolischen und tief gemüthvollen Herrlichkeit des Doms einen nicht geringen,

*) Muß heißen 1262.

berathenden Antheil beizumessen, so scheint es doch geschichtlich rathsamer, der auch in der Walhalla ausgesprochenen Meinung, nach welcher dort Gerhard's Name in Erz gegossen prangt, — der Meinung Boisserées beizutreten, welcher sagt: „Im Jahre 1257 schenkte das Domcapitel Meister Gerhard dem Steinmetzen, welcher das ganze Werk leitete, wegen seiner belohnenswerthen Dienstleistung einen Platz, wo er auf seine Kosten ein großes steinernes Haus erbaut hatte. Die Geschichtschreiber schweigen über diesen Meister Gerhard wie fast über alle Baumeister des Doms. Ich halte ihn für den ersten unter ihnen und also auch für den Urheber des so erhaben als kunstreich gedachten Entwurfs. Wäre ein andrer der Urheber gewesen, so müßte man annehmen, daß derselbe gleich nach dem Anfange des Baues gestorben sei, was unwahrscheinlich ist. Noch weniger läßt sich vermuthen, daß der Entwurf von einem genialen bauverständigen Manne herrührt, welcher nicht selbst praktischer Künstler gewesen wäre. Denn der Plan eines so riesenhaften Werks von einer so reichen und kühnen Zusammensetzung bis in die kleinsten Theile mit Rücksicht auf die Ausführung berechnet, konnte nur von dem erdacht werden, der durch eigne Erfahrung die genaueste Kenntniß aller technischen Mittel besaß und die Sicherheit in sich trug, die Erfindung seines Geistes verwirklichen zu können. Meister Gerhard nun lebte bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts und hinterließ drei Söhne und eine Tochter, alle geistlichen Standes, Mitglieder hochangesehener Stifter, Abteien und Klöster. Ich habe vielfältig nachgeforscht, aber es ist mir nicht gelungen, nähere Aufschlüsse über diesen Mann zu erlangen, in welchem wir, wenn wir mit Gewißheit wüßten, daß er der Urheber des Entwurfs zu dem Domgebäude wäre, einen der größten Baumeister alter und neuer Zeit verehren müßten. Daß er Steinmetzgermeister genannt wird, darf keinen Zweifel erregen. Unter diesem bescheidenen Namen finden wir im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte in allen europäischen Ländern die vorzüglichsten Baumeister und zum Theil auch die ausgezeichnetsten Bildhauer." In der jüngsten Zeit endlich ist man auf die

Vermuthung gekommen, Simon von der Lippe, Bischof zu Paderborn, ein Mann von umfassender Baukenntniß, habe bei seiner Anwesenheit in Köln in den Jahren 1246 und 1247 den Plan entworfen. Doch wissen wir nicht, ob sich diese Vermuthung eben nur auf die Nachricht von Simons Anwesenheit in Köln gerade in diesen Jahren und von seiner Baukenntniß stützt, oder ob derselben noch andre gewichtigere, überzeugendere Gründe unterliegen.

Nun — wer er auch gewesen sei, um dessen Namen es sich hier handelt, — ein Heros unter den Dichtern der heiligen Baukunst wird er genannt werden, so lange sein Werk steht, ja so lange das Auge des Menschen den Erinnerungen an Großes und Herrliches, das der Mensch schuf, sich mit Entzücken zuwenden wird! — Einem Phönix gleich wird sein Gedächtniß aus der Asche der kommenden Jahrhunderte immer neu und kräftig sich erheben, und immer werden bei bessern Menschen jene Gefühle der Begeisterung und des edlen Stolzes Gegenstand der Sehnsucht bleiben, von welchen der Meister sich durchdrungen fühlte, als nun der erste Stein zu dem unsterblichen Werke in den geheimnißvollen Schooß der Erde gelegt wurde, damit auf ihm die seelenvolle Schöpfung der stummen und doch so beredten Massen bis in die lichten Räume des Himmels sich erhöbe.

---

## 2.

## Von der Grundsteinlegung im Jahre 1248 bis zur Einweihung des hohen Chors im Jahre 1322.

Friedrich II. von Hohenstaufen hatte im Jahre 1215 den deutschen Kaiserthron bestiegen. Obwohl aber von Pabst Innocenz III., demselben, der die Ohrenbeichte einführte, begünstigt, zerfiel er doch bald mit dessen Nachfolgern, insbesondre mit jenem Gregor IX., welcher im Jahre 1231 auf einer Kirchenversammlung zu Toulouse zuerst den Nichtgeistlichen verbot, in der Bibel zu lesen. Dieser verglich in einem Schreiben an die deutschen Fürsten den Kaiser mit jenem Ungeheuer der Offenbarung Johannis, das von dem Meere aufsteige, voll Gotteslästerungen sei, und buntgefleckt gleich einem Leoparden. Friedrich dagegen, der nicht nur das Schwert von Stahl, sondern auch das des Geistes, des Witzes, des Spottes wohl zu führen verstand, erwiederte den Vergleich des Pabstes mit der Stelle, in der es heißt: „Es ging ein andres rothes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst erwürgten!" Genug, um den Kaiser als einen Gotteslästerer und Feind der Kirche in den Augen des heiligen Vaters und seiner Cardinäle zu bezeichnen! Genug auch, um den Bannstrahl Gregors auf sein Haupt zu schleudern. Ja noch mehr — als Gregor IX. im Jahre 1241 fast 100 Jahre alt gestorben war, erneuerte nicht nur sein Nachfolger, der noch viel heftigere Feind Friedrichs, In-

nocenz IV., auf einer Kirchenversammlung zu Lyon in Frankreich im Jahre 1245 den Bann, sondern entsetzte auch den Kaiser aller seiner Reiche und Würden. Die Folge davon war, daß die dem Kaiser abgeneigten Churfürsten, unter ihnen insbesondre der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochsteden, im nächsten Jahre zu Würzburg in Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen, einen Gegenkaiser erwählten. Allein dieser war nicht ganz ein Jahr im Besitze der unsichern Krone, als ihn der Tod ereilte und nun der mit dem Erzbischofe verwandte Graf Wilhelm von Holland, ein zwanzigjähriger Jüngling, auf den Thron berufen ward. Diesem aber verschloß das nebst einem großen Theile der Reichsfürsten dem Kaiser Friedrich treu gebliebene Aachen, in welchem die Krönung vollzogen werden mußte, wenn sie Gültigkeit haben sollte, die Thore, nahm die Besatzung auf, welche ihm Konrad, Friedrichs Sohn schickte, und setzte mit kräftiger Unterstützung des Grafen von Jülich den an sie gemachten Anforderungen ernstlichen Widerstand entgegen. Dies nun bewog den Erzbischof Konrad mit der Mehrzahl der niederdeutschen Fürsten vor Aachen zu ziehen, um seine Eröffnung zu erzwingen, was auch gelang, nachdem die Stadt vom 1. Mai bis zum 16. October 1248 mit einem Heere von zweimalhunderttausend Mann belagert worden war. Und in diese Zeit nun eben, von welcher ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt: „Die Pflugschaare wurden in Schwerder, die Sensen in Lanzen umgewandelt. Keinen gab es, der nicht Stahl und Stein bei sich trug, um sogleich Feuer und Brand stiffen zu können!“ — in diese für Deutschland im Allgemeinen und für Köln insbesondre so bewegten Zeit und zwar gerade in die Zeit der Belagerung von Aachen fällt die Grundsteinlegung zum Dombau in Köln. In der That — eine für ein solches Werk sehr verhängnißvolle, dem Fortgange desselben nicht eben viel frohe Hoffnung verheißende Gegenwart! —

Der Tag aber, an welchem der Grundstein gelegt ward, war der 14. August, der Tag vor Mariä Heimsuchung im Jahre 1248. Was vom alten Dome noch übrig war, war bis auf den hölzernen

Glockenthurm abgetragen worden, und der Grund zu dem neuen Baue bereits völlig abgesteckt. Der Bauplatz auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe war ziemlich günstig. Gegen Osten in geringer Entfernung sah das Auge die dahin eilenden Wellen des Rheins und jenseit desselben die Ebene vom Gebirge umgrenzt. An der Süd- und Westseite blieben am Abhange des Hügels große freie Räume blos mit dem Pallaste des Erzbischofs und den zum Domstifte gehörigen Gebäuden besetzt. Denn die erste uralte Domprobstei, in der Gegend des jetzigen Peschgartens, und andre bis zum Hildebold-Wilibertschen Dome reichende Gebäude hatten ihre Jahrhunderte lang innegehabten Stätten verlassen müssen, wie denn auch, hätte der Dom seine Vollendung gesehen, schon früher die ganze nächste Häuserinsel bis zur hohen Schmiede in der Fettenhennenstraße niedergelegt worden wäre, um den Prachtbau in die Mitte eines Vierecks zu stellen, welcher dem aus den engen Nachbarstraßen heraustretenden Wandrer den Anblick des Tempels mit seinen fünfhundert Fuß hohen Thürmen und der Fülle seiner plastischen und architectonischen Gebilde in seinem ganzen Umfange mit einem Male dargeboten und damit das Erstaunen desselben wie mit einem Zauberschlage in der Seele hervorgerufen hätte. Doch das war der Folgezeit überlassen. Für jetzt sollten nur an der Nordseite von der tief gelegnen Trankgasse herauf hohe Stufen zu dem Gebäude führen, — ebenso von Osten, vom Rheine her, wo bis zum Jahre 1817 die Kirche Maria ad Gradus, d. h. die Kirche der Maria an den Stufen, vom Volke „Mariegrädenkirche" genannt, lag, in welcher das Domcapitel einstweilen seinen Gottesdienst hielt. Das Hauptportal mit seinen beiden Nebenthoren sollte sich der untergehenden Sonne zuwenden, während der Chor nach Osten zu blicken sollte. Hierher nun auf diesen Hügel waren bereits eine Anzahl von Werkstücken den Rhein herab gebracht worden. Ein Theil derselben kam aus demjenigen Steinbruche des drei Meilen von Köln entfernten Siebengebirgs, welcher aus schwerem — freilich mit vielem Feldspath vermischten Granitporphyr von grünlichgrauer Farbe bestehend, dicht an den Ufern des Rheins,

an dem durch die Sage vom Helden Siegfried genugsam bekannten Drachenfelsen liegt und noch heute davon der Dombruch oder die Domgrube genannt wird. Den andern Theil lieferte der Basaltbruch der Unkel, dem Siebengebirge gegenüber. Was aber der Feierlichkeit einen besondern Glanz verlieh und ihr große Aehnlichkeit mit der Feierlichkeit, welche den Schluß dieser Darstellung bildet, mit der Feierlichkeit vom 4. Septbr. d. J., verschafft, war die Anwesenheit so vieler vornehmer und mächtiger Herren geistlichen und weltlichen Standes. Denn nicht nur waren zugegen die Herzöge Heinrich von Brabant und Walter von Limburg, die Grafen Otto von Geldern, Adolph von Berg, Dirk von Cleve, Johann von Arennes, Graf von Hennegau, der Legat des Pabstes Peter Capuccio, der Bischof von Lüttich, sämmtlich Theilnehmer an der Belagerung von Aachen, nebst mehreren andern Bischöfen, Aebten, Grafen und Herren, sondern auch Kaiser Wilhelm selbst verherrlichte die festliche Handlung durch seine eigne Gegenwart, wie er denn auch, beiläufig gesagt, späterhin am Sonntage vor Michaelis desselben Jahrs der mit großer Pracht von dem Erzbischofe Konrad vollzogenen Einweihung der St. Cunibertskirche in Köln beiwohnte.

Als nun Alle diese mit ihrem zahlreichen Gefolge und einer großen Menge Volks aus der Nähe und Ferne versammelt waren, da ward zuvörderst ein einleitender Gesang angestimmt und von dem Erzbischofe ein Weihgebet gesprochen. Hierauf trat der Erzbischof vor den Stein, dessen Inneres die Urkunde der Handlung, geheiligte Gepräge von Wachs, Münzen und andre den Ort und die Zeit betreffende Gegenstände enthielt, ergriff Meisel und Klöpfel und bezeichnete den Stein unter Mithülfe des Baumeisters in der Mitte und an jeder Ecke mit einem Kreuze; nachdem dies aber geschehen, sprach er den Seegen über denselben, besprengte ihn mit Weihwasser und befahl den Bauleuten, ihn in die Grube zu senken. Dies geschah. Jetzt stieg der Erzbischof, von den hohen Anwesenden begleitet, hinab in die an 50 Fuß messende Tiefe, warf mit der Kelle Mörtel auf, that den ersten Hammerschlag und fügte

zum ersten Steine den zweiten. Dasselbe that der Kaiser, nach ihm der päbstliche Legat, alle Fürsten, Grafen, Bischöfe, Aebte und Herren, so viele ihrer gegenwärtig waren, und so reihte die Kelle aus einer Hand in die andre, bis sie durch die des Baumeisters zu den Bauleuten kam, die nun sogleich weiter zu arbeiten begannen, während die ganze Versammlung vom Kaiser an bis zum geringsten im Volke den weithin schallenden 87. Psalmen König David's sang:

„Sie ist gegründet auf den heiligen Bergen.
Der Herr liebet die Thore Zions über alle Wohnungen Jacobs!
Herrliche Dinge werden von dir geprediget, du Stadt Gottes!
Ich will predigen lassen Rahab und Babel, daß sie mich kennen sollen. Siehe die Philister und Tyrer sammt den Mohren werden daselbst geboren!
Man wird zu Zion sagen, daß allerlei Leute darin geboren werden und daß er, der Höchste, sie baue.
Der Herr wird predigen lassen in allerlei Sprachen, daß deren etliche auch daselbst geboren werden.
Und die Sänger wie am Reigen werden Alle in dir singen, Eins um das Andre!" —

So sang die ganze Menge der Anwesenden. War aber während dieses und andern passenden Psalmen der Erzbischof mit der gesammten Geistlichkeit dreimal um die Grundfeste des Baues herumgezogen und hatte dieselbe geweiht, so ließ er sich nun nach vollendetem Umgange auf seinem Stuhle nieder und hielt eine Rede, in welcher er vor Allem daran erinnerte, der auf diesem Grundsteine sich erhebende Tempel sei der Anbetung des dreieinigen Gottes so wie der Verehrung der Jungfrau Maria, der drei Weisen und des Petrus, dessen Namen er künftig eben so wie der alte Dom tragen solle, gewidmet, dann aber die Versammlung aufforderte, das große fromme Werk durch Beiträge zu fördern. Zum Schlusse ward ein Brief des heiligen Vaters verlesen, in welchem derselbe Allen denen auf ein Jahr und vierzig Tage Erlaß der Kirchenbuße verhieß, welche unter reuiger Bekenntniß ihrer Sünden zu dem Baue beisteuern oder sonst irgendwie hülfreiche Hand dazu bieten würden.

Solche Aufforderungen aber mußten natürlich der Entwickelung des nun dem Schooße der Erde anvertrauten Saamenkorns höchst günstig sein, aus welchem sich — um Göthe's treffendes, den pflanzenartigen Charakter des Dombaustils bezeichnendes Wort vom Dome zu gebrauchen — „der hoch erhabene weit verbreitete Baum Gottes sich entfalten sollte, der mit tausend Aesten, Zweigen und Blättern ringsum der Gegend die Herrlichkeit des Herrn seines Meisters verkündet.“ Denn es lag im Geiste der Zeit, daß auf Ablaßverheißungen von allen Seiten her größere und kleinere Gaben dem Schatze zuströmten, der schon seit Engelberts Zeiten her für den Dombau gesammelt worden war. Auch schien die Sonne begünstigender Umstände überhaupt und insbesondre in dem unmittelbar auf die Grundsteinlegung folgenden Jahrzehnte so warm und heiter auf das Werk hernieder, daß sich wohl Alle, die den 14. August 1248 mitgefeiert hatten, mit der Hoffnung schmeicheln mochten, es werde nie an Geldmitteln, nie an Eifer zur Förderung des Begonnenen fehlen und wenigstens noch vor Ablauf des Jahrhunderts der Chor, d. h. derjenige Theil eines Doms seinem gottesdienstlichen Zwecke übergeben werden können, in welchem der Haupt- oder Hochaltar steht und in dem, sobald der ganze Dom fertig ist, nur die Priester anbeten, deren zum Dome gehörende Gesammtheit mit Ausschluß ihres Oberhaupts, des Erzbischofs oder Bischofs, das Domcapitel heißt. Was aber jene Umstände und unter ihnen zunächst die Verhältnisse des Erzbischofs und des ganzen Domcapitels anlangt, so waren die Mitglieder des letztern, die Domherren, reicher und freigebiger als bei irgend einem andern deutschen Dome ausgestattet, daher wohl im Stande, den Bau ihrer Kirche durch größere Geldbeiträge zu unterstützen. Der Erzbischof selbst aber war theils im Besitze großer Familiengüter, theils kam er durch die Geschenke zu ungewöhnlichem Reichthume, welche ihm die mehrfachen Kaiserkrönungen und sein Einfluß auf dieselben einbrachten. So, um nur Eins anzuführen, schenkte ihm allein Richard von Cornwallis, einer der reichsten Fürsten jener Zeit, für seine Beförderung zur deutschen Kaiserwürde 12,000 Mark Silbers, und

als der Erzbischof 1257 nach London kam, um den erwählten Kaiser persönlich zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen, empfing er nicht nur abermals 500 Mark aus den Händen Richards selbst, sondern dessen Bruder König Heinrich III. von England erlaubte auch den damals überall hin ausgesendeten Boten des Dombaus in einem offenen Briefe, in ganz England Beiträge einzusammeln.

Doch — so reichhaltige Quellen auch dadurch dem großen Unternehmen sich eröffnet hatten, noch reichhaltigere fast eröffneten sich ihm in dem Wohlstande, dessen unermeßliche Fülle die Blüthe des Handels, der Künste und der Gewerbe über das Köln der verflossenen Jahrhunderte, namentlich des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, ausströmte, und für welche es keinen redenderen Beweis geben kann als die Festlichkeiten, welche Köln am 22. März 1235 bei der Ankunft Kaiser Friedrich's II. und seiner jungen Gemahlin Isabella von England veranstaltete. Es würde zu weit führen, sollte hier ein nur einigermaßen der Wirklichkeit entsprechendes Gemälde dieses Wohlstandes mit seinen Quellen entworfen werden. Aber die Grundzüge desselben sind zum Verständniß der Hoffnungen, welche für den Fortgang des Dombaus gehegt wurden, eben so unentbehrlich, wie nachher die Grundzüge aus einem andern Gemälde, aus dem Gemälde des Kampfes zwischen den Erzbischöfen und der Stadt, dazu dienen werden, die Hemmungen des Baues zu veranschaulichen.

Erklärlich aber werden uns jene Hoffnungen, erklärlich zugleich der Umstand, daß Köln selbst im Stande war, den Dombau kräftig zu fördern, wenn wir hören, es sei Köln, günstig gelegen wie nur eine Stadt des Rheins und des ganzen deutschen Flußgebiets, der Mittelpunkt für den ganzen südöstlichen und nordwestlichen Land- und Seehandel in Deutschland gewesen, dessen wichtigste Wasserwege innerhalb des Landes selbst vom zwölften bis vierzehnten Jahrhunderte der Rhein und die Donau bildeten. Alles daher, was nur der niederländische Kunstfleiß an Waffen und Geräthschaften, vorzüglich an wollenen Stoffen erzeugte, ging durch die Vermittelung Kölnischer Kaufleute zur Achse nach der Donau, um von

da durch Ungarn nach Griechenland und weiter nach Asien, oder auch den Oberrhein aufwärts nach Straßburg und Frankreich verladen zu werden. Umgekehrt dagegen, was vom Mittelmeere her aus Asien und Afrika theils zu Wasser, theils durch Karavanen herzugeführt auf den Weltmarkt nach Venedig gebracht ward, — was der Norden aus dem Reichthume seines Pelzwerks, an Häuten, an Bernstein über Breslau nach Frankfurt am Main sendete, das ging dann den Rhein hinab durch Deutschland an Köln vorüber nach dem nordwestlichen Deutschland, nach England, Frankreich und Spanien, — und übernahmen die Kaufleute in Köln nicht den Vertrieb dieser Waaren alle, so mußten die Schiffsladungen doch einträgliche Zölle erlegen. Und nun — der Handel Kölns nicht nur mit den Erzeugnissen der Natur an den von Gottes Seegen überströmenden Ufern des Rheins, der Handel mit Rheinwein, Kastanien und Nüssen, der sich vor Allem nach dem hohen Norden hinauf erstreckte, — sondern auch insbesondre mit dem, was von Künsten und Gewerben in der Stadt und auf ihrem Gebiete hervorgebracht wurde! — Namentlich waren es die Seidenarbeiter, Gürtler, Kürschner, Goldschmiede, Wollenweber und Tuchmacher, auf deren Schultern die Macht des Kölnischen Zunftwesens beruhte und von deren Reichthum und Kunstfertigkeit der Ruhm desselben ausging. Denn der Webestühle wurden zur Zeit der Dombaugründung nicht weniger als 30,000 gezählt, viele darunter in den Händen solcher, die auf den Landstraßen Wagen, auf dem Meere Schiffe mit ihren Waaren beladen hatten und gegen welche viele unter den wohlhabendsten ihrer Zunftgenossen im neunzehnten Jahrhunderte kaum verglichen werden können. Weit verbreitet auch war schon seit langer Zeit der Ruf der Kölnischen Goldarbeiter, wie denn unter anderm Heinrich der Löwe, der mächtige Herzog von Baiern und Sachsen, der in Braunschweig seinen Sitz hatte, aber auch München und Lübeck um 1140 gründete, ein berühmtes Reliquienbehältniß von Gold mit den schönsten Figuren besaß, das Meister Elbert von Köln gearbeitet hatte, so wie auch der Dom von Köln selbst viele Denkmäler der Kunst in

dieser Beziehung aufzuweisen hat, — die ciselirte Arbeit an dem Sarge, welcher die Gebeine des heiligen Engelbert umschließt, — die Leistungen am Grabmale der drei Könige und vieles Andre. Und wer sollte die Geschichte des Kölner Doms zum Gegenstande einer Darstellung machen, ohne nicht, durch den Blick auf das berühmte Dombild aufgefordert, auch ehrenvoll der Malergilde zu gedenken, die, nach mehr als einem Zeugnisse zu schließen, schon um 1150 in Köln blühte, dadurch aber nicht wenig zum Ruhme desselben beitrug! — In Wahrheit da — bei solchem Zustande der Gewerbe und Künste ist es kein Wunder, wenn die reichen Handelsherren von Köln im Jahrhunderte der Grundsteinlegung zum Dombaue und vorher schon Kauffarteiflotten in den Ocean sendeten, — wenn Köln selbst als Handelsstadt abwechselnd mit Lübeck den Vorsitz beim großen hanseatischen Handelsbunde führte und eben so, wie das Erzbisthum die Gegenden des Niederrheins und der Maas, Holland und Westphalen umfaßte, an der Spitze desjenigen Vereins stand, welcher die sämmtlichen Handelsplätze des kirchlichen Sprengels zusammenhielt und schon längere Zeit vor dem Hansebunde entstanden war, — wenn es eine der ersten Stellen in dem zur Zeit Erzbischof Konrads auf den Rath des edlen Mainzer Bürgers Arnold Walpoden 1254 zur Beschützung des rheinischen Handels errichteten rheinischen Städtebundes einnahm; in ähnlichen Vertragsverhältnissen mit den Städten in Flandern und Brabant lebte, überall der begünstigendsten Freiheiten genoß, namentlich zu London ein eignes Gildehaus hatte, das Gildehaus der Hanse, aus dem nachher das berühmte allgemeine deutsche Gildehaus entstand, — mit einem Worte so angesehen und mächtig war, daß es jeder andern deutschen Handelsstadt den Vorrang streitig machte. Nimmt man nun noch dazu, daß der Erzbischof zur Zeit, da der Dom gegründet ward, seine Hofhaltung in Köln selbst hatte, — daß viele benachbarte Fürsten, wie namentlich der Herzog von Brabant, oft daselbst in eignen Residenzen wohnten, — daß die Regierung in den Händen der angesehensten und begütertsten unter den adlichen Geschlechtern der Stadt ruhte, — daß durch das Alles

Wohlhabenheit und Macht gleichsam an der eignen Brust sich nähret, — fürwahr, so mußte wohl von vorn herein ein solcher Ueberfluß an Geldmitteln zur Erbauung des Doms sich darbieten, daß nicht nur mit gutem Rechte der Plan zu einem solchen Riesenwerke gefaßt werden konnte, sondern auch die Hoffnung, der Prachtbau werde sich recht bald zur Ehre Gottes und seiner Erbauer erheben, jeden erfüllen durfte, der bei der Grundsteinlegung am 14. August 1248 gegenwärtig gewesen war oder auch mit Theilnahme an dem großartigen Ereignisse aus dem Munde der Heimkehrenden von ihr vernahm.

Und wirklich schien es auch so geschehen zu wollen, wie man hoffte. Denn rastlos arbeitete die Schaar der Steinbrecher im Dombruche des Drachenfelsen und im Unkelbruche; rastlos führten zahlreiche Steinmetzen in dem dem Steinbruche nahen Flecken Königswinter den Meisel, um die Felsstücke zuzurichten; rastlos wurden dieselben den Rhein abwärts mit leichter Mühe zu dem drei Meilen entfernten Köln geführt; rastlos endlich fügten die Maurer in den Gruben auf dem Bauplatze die Grundfesten zusammen, indem sie abwechselnd Reihen der langen säulenartigen Basaltstücke aus dem Unkelbruche und Reihen der rauh behauenen und stark verkütteten Porphyritstücken vom Drachenfelsen wagerecht übereinander legten, so tief, daß Boisserée, der dies Mauerwerk des Unterbaues in einem Schachte neben dem Haupteingange rechts an einem der Strebepfeiler des südlichen Thurms sah, bis auf vierundvierzig Fuß hinabfuhr, ohne noch mit Bestimmtheit den Anfang der Grundfeste entdecken zu können. Dieser gewaltige Unterbau nun aber nicht nur, sondern auch ein großer Theil des untern Geschosses vom eigentlichen Gebäude scheint vollendet worden zu sein, noch ehe das nächste Jahrzehnt abgelaufen war. Wäre also mit dieser Kraft des Willens, ohne Unterbrechung, fortgebaut worden, wie schnell würde das Ganze seiner Vollendung entgegengeführt worden sein; — ein Wunderwerk menschlicher, ein Zeugniß deutscher Größe würde es sich erhoben, und seine beiden Hauptthürme, jeder auf einem hundert Fuß breiten Grunde ruhend, mit ihren

ausgebreiteten Massen von Vorsprüngen und ihrer Ueberfülle künstlicher Arbeit des Meisels fünfhundert Fuß emporragend, würden den staunenden Wandrer von der Erde zum Himmel gewiesen und ihn an den erinnert haben, zu dessen Verehrung wohl nur der Mensch, dieser aber auch gewiß Tempel von Menschenhänden gemacht bedarf. Daß es aber nicht sobald dahin, ja nicht einmal zu einer theilweisen Vollendung kam, daran trug zunächst dieselbe Feindin des Menschen die Schuld, die schon so vieles Herrliche auf Erden nicht hat zu Stande kommen lassen, Vieles sogar wiederum zerstört hat. Es war die Zwietracht, — die Zwietracht zwischen solchen, die stets mit einander in Frieden leben sollten, um so mehr, als der eine Theil berufen ist, dem andern den Frieden zu predigen, — die Zwietracht zwischen dem geistlichen Oberhirten und seiner Gemeinde, zwischen dem Erzbischofe und der Stadt.

Die Sache aber war die. Unter allen römischen Colonieen am Rheine war von ihrem ersten Anfange an kaum eine andre so begünstigt worden als Köln. Theils sollte dasselbe der Hauptsitz der römischen Macht in Niederdeutschland werden, mußte mithin Auszeichnungen empfangen, die seine Bedeutung für Rom den Augen der Welt darstellten; theils aber war auch die Anhänglichkeit Kölns an Rom in den ersten Jahrhunderten seines Daseins so auffallend und so unveränderlich gewesen, daß es allerdings dadurch den deutschen Ursprung seiner ersten Bevölkerung geradezu verleugnet, sich aber auch der Dankbarkeit Roms in hohem Grade versichert hatte; und so war es denn nach und nach in den Besitz von Vorrechten gekommen, deren Erinnerungen natürlich nicht mit unter dem Schutte begraben wurden, in welchen Köln selbst während des vierten und fünften Jahrhunderts durch die andrängenden Schaaren deutscher Völker zu mehreren Malen verwandelt worden war, sondern von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzten, — ja deren Ueberreste selbst in Verbindung mit der unter dem Wechsel der Dinge eingetretenen fränkisch-deutschen Gestaltung der bürgerlichen Verhältnisse zu neuen Freiheiten sich gebildet hatten, welche ihr endlich von Kaiser Otto I. um 950 als einer Tochter des römischen Reichs urkundlich beige-

legt wurden. Derselbe Otto nun aber war es auch, der seinen Bruder, Bruno I., welcher von 953—965 Erzbischof von Köln und zugleich Herzog von Lothringen war, die weltliche Gerichtsbarkeit über die Stadt ausüben ließ, während die Nachfolger Bruno's die erzbischöfliche Gewalt in dieser Beziehung immer weiter ausdehnten. Und so geschah es denn, daß wir dieselben bereits seit Ausgang des zehnten Jahrhunderts als eigentliche „Herren der Stadt" finden, d. h. sie übten als erste Ortsobrigkeit die Rechtspflege mit Ausnahme des Blutbannes, welchen geistliche Machthaber nicht vollziehen durften, besaßen das Recht des Juden- und Fremdlingsschutzes, nahmen Zölle und hatten Theil am Münzrechte, so daß in Wahrheit nur wenig fehlte, um schon damals auch den schwachen Schein einer freien Reichsstadt verschwunden zu sehen. Dies konnte natürlich Niemand übler empfinden als die Bürger Kölns selbst, und schon hatten sie sich mehr als einer Anmaßung ihrer geistlichen Oberherren mit Nachdruck entgegengesetzt, als unter der Regierung jenes ehrgeizigen und klugen, aber auch finstern und strengen Erzbischofs Hanno, dessen harte Zuchtruthe der unglückliche Kaiser Heinrich IV. einen Theil seiner Jugendjahre hindurch fühlte, der Widerspruch gegen die erzbischöflichen Uebergriffe einen ernsten Charakter annahm und der Aufstand der Bürger am Pfingstfeste 1074 das Signal zu jenem Kampfe zwischen den Erzbischöfen und der Stadt gab, dessen Flamme nie ganz wieder erstickt wurde, so lange die Erzbischöfe zugleich weltliche Macht besaßen, der aber allerdings durch die Schuld der Erzbischöfe gerade damals am heftigsten entbrannte, als der Dom kaum sein erstes Jahrzehnt verlebt hatte. Denn unter allen denen, die auf dem Stuhle zu Köln gesessen haben, hatte gerade Konrad von Hochsteden und seine nächsten Nachfolger gar sehr und man kann sagen völlig vergessen, was jener Petrus, für dessen Nachfolger doch die Päbste sich erklären, und dessen Worte darum ihnen wie jedem geistlichen Vertreter der Kirche heilig sein sollten, — was dieser Petrus den Aeltesten der Gemeinde, an die er schreibt, im ersten seiner Briefe zuruft, wo er sagt: „Weidet die Heerde Christi, so Euch befohlen ist,

und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht um schändliches Gewinnes willen, sonderm von Herzensgrunde, — nicht als die über's Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde. — So werdet Ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirt, die unverwelkliche Krone der Ehre empfangen!"

Dieses apostolische Wort, sagen wir, hatte Erzbischof Konrad und seine nächsten Nachfolger ganz vergessen, und erklären daraus mit Recht die Langsamkeit der Fortschritte, welche der Dombau machte.

Es ist schon oben gesagt worden, daß Konrad darauf ausging, das im Laufe der Zeit immer mächtiger gewordene, immer gewaltiger widerstrebende Köln um jeden Preis und durch jedes Mittel unter die Hoheit des erzbischöflichen Hirtenstabs zu beugen. Zu diesem Zwecke suchte er den Glanz des Stuhls, von welchem aus er herrschte, durch die Gründung des Doms zu steigern; zu demselben Zwecke aber auch legte er Hand an das Werk, durch welches der Dombau in ein Stocken gerieth, das dem neunzehnten Jahrhunderte noch mit aller Macht der Beredtsamkeit das ewig wahre Wort verkündet: „Die Eintracht baut ein Haus! — die Zwietracht reißt es nieder!" — Denn — um die ihm verhaßte Verfassung der Stadt, vermöge welcher die Verwaltung in den Händen des Adels war, zu vernichten, und dieselbe aus diesen Händen in die der Zünfte, aus diesen aber in die seinigen zu bringen, brauchte nach seiner Meinung nur der Stolz des Adels gegen die mächtigen Zünfte und der Neid der Zünfte gegen den auf seine Vorrechte pochenden Adel gehetzt zu werden; kein Zeitpunkt aber schien ihm, dem herrschsüchtigen Priester, dazu günstiger und keiner war günstiger, als jene Zeit allgemeiner Fehde zwischen Fürsten, Rittern und Städten, wo er nach der durch seinen Einfluß vermittelten Thronbesteigung Richards von Cornwallis in diesem Kaiser um so weniger einen Feind gegen sich und einen Helfer für die Stadt zu fürchten hatte, als Richard sich im Ganzen sehr wenig um die deutschen Angelegenheiten bekümmerte. Zu diesem

Zwecke nun reizte er zehn Jahre nach der Grundsteinlegung zum Dome die sogenannten Münzerhausgenossen, d. h. diejenigen adlichen Geschlechter, welche das erbliche Recht zu münzen besaßen, durch münzrechtliche Anmaßungen gegen sich selbst auf, nachdem er sich vorher durch allerhand Verheißungen die Unterstützung der zahlreichen und wohlhabenden Tuchmacher zugesichert hatte, — trat, als nun am Osterfeste 1259 der Aufstand zwischen Adel und Bürgern in der Kirche zu den weißen Frauen ausbrach, auf Seiten der Zünfte, von welchen die adlichen Schöffen abgesetzt und jene Bäcker, Brauer, Fischer, Weber an ihre Stelle eingesetzt worden waren, in Bezug auf welche die „Chronik van der hilligen Stat Cöllen" nicht ohne Anwendbarkeit auf spätre städtische Verhältnisse in den Jammerruf ausbricht: „Och Cöllen, hillige Stat, wie wirstu mit solchen Eseln besat!" —, warf, von seinem listigen Neffen und Nachfolger Engelbert von Falkenburg, damals Probst bei St. Gereon, unterstützt, die Deputirten des Adels ins Gefängniß, und machte sich so zum unumschränkten Gebieter der Stadt. Was er aber so angefangen, das setzte nach seinem Tode seit 1261 der genannte Engelbert II. in seines Oheims Geiste fort, ja unter ihm wurde, nachdem er selbst die Stadt verlassen und von dem in unsern Tagen durch den Aufenthalt Friedrich Wilhelms IV. wieder mehr als sonst genannten festen Schlosse Brühl aus die Wiedereroberung Kölns umsonst versucht hatte, durch Mithülfe eines schlauen Mönchs Namens Wolfrat und des Pfarrers von St. Columba Zwietracht selbst zwischen den Adlichen gestiftet, so daß das Geschlecht der Weißen aus Haß gegen die mächtigen Overstolzen auf die Seite des Erzbischofs trat und dadurch die Zahl seiner Gegner um ein Bedeutendes sich verminderte. Doch vereinigten sich endlich nach dem merkwürdigen, aber erfolglosen nächtlichen Ueberfalle der Stadt am 15. Octbr. 1267 die Parteien zu gemeinsamer Bekämpfung des geistlichen Gewaltherrschers und übertrugen die Leitung ihrer Angelegenheit den Grafen von Jülich, Berg, Geldern und Katzenellnbogen. In Folge dieser Vereinigung aber wurde Engelbert auch noch im Jahre 1267

von dem Grafen von Jülich gefangen genommen und im Triumphe nach Köln gebracht. Zur Strafe verlegte er 1268 seine Residenz nach Bonn. Aehnlich, wie einst der Mongole Timur seinen Gegner Bajazeth in einem Käfig mit sich führte, durfte Engelbert auf dem festen Schlosse des Grafen zu Nideken in der Eifel, wo er seit 1270 gefangen gehalten wurde, nur vermittels eines am Schloßthurme von außen angebrachten Gitterwerks frische Luft genießen. Erst 1273 ward er durch Vermittelung Alberts des Großen befreit. Als er aber zwei Jahre nachher starb, wurde zwar er seiner, aber nicht die Stadt ihrer Leiden los und ledig. Denn als sein Nachfolger, der streitbare Siegfried von Westerburg, in dem Streite Herzogs Johann I. von Brabant und des Grafen Reinold I. von Geldern um die Erbfolge in der Grafschaft Limburg auf der Seite Reinolds, die Stadt aber auf der Seite des Herzogs stand, und nun am 5. Juni 1288 die blutige Schlacht bei dem erzbischöflichen Schlosse Worringen für den Herzog Johann und seine Verbündeten entschied, der Erzbischof selbst aber gefangen und dann zur Siegesfeier in seiner eignen Anwesenheit glänzende Feste gegeben wurden, — da brauste der Zorn des Erzbischofs wie der Zorn eines verwundeten Leuen auf. Er sprach über die Stadt den Bann aus und nahm den Spruch nicht zurück, so lange er lebte. Erst sein Nachfolger Wichbold von Holte, der von 1298—1306 das Erzbisthum inne hatte, und auch dieser nur unter Vermittelung Kaiser Albrechts, ließ der Stadt die Wohlthat der Aussöhnung mit ihm angedeihen.

Ist nun aber durch diese, wenn auch nur skizzenartige Schilderung des damaligen Zustandes Kölns in anschaulicher Weise die Frage beantwortet, woher es kam, daß der Dombau so langsam vorwärts schritt, so werden wir uns nun im Gegentheile wundern, daß derselbe bei den durch Kriege Deutschlands dazu kommenden Hemmungen des Handels nicht ganz in's Stocken gerieth, sondern immer noch so viel an seiner Weiterführung gebaut ward, als es der Fall war, obschon die Geldquellen bei der Verwendung ungeheurer Summen auf den Krieg zu versiegen begannen und die

Thätigkeit für das Werk religiöser Begeisterung jene Spannung und Freudigkeit verlor, die allein der milde Genius des Friedens zu verleihen im Stande ist. Allerdings aber geschah auch das Meiste und in der That nicht Unwichtiges erst gegen Ende der Periode, von welcher soeben die Rede war. Denn Herzog Johann von Brabant war es, der sich nach dem Siege bei Worringen mit dem Grafen Dirk von Cleve, mit demjenigen Theile des Kölnischen Adels, der den Erzbischof am meisten haßte, und mit der Bürgerschaft vereinigte, um auf gemeinsame Kosten die Farbenpracht der Fenster im hohen Chore herstellen zu lassen, in welchen wir namentlich die Könige von Juda mit Krone, Scepter und Reichsapfel in acht Fuß hohen Figuren, — die der weisen Könige zu den Füßen Marias und des Jesuskindes auf ihrem Schooße, und den Stammbaum der Maria in Brustbildern erblicken. Erzbischof Wichbold aber verordnete in seinen Synodalstatuten: „Beim Ausfertigen der Testamente sollen die Priester ihren Anvertrauten rathen, daß sie etwas an die Fabrik (d. h. an den Bau) der St. Peterskirche, der Mutterkirche der Stadt und der Diöcese Köln vermachen!“ — und an einer andern Stelle: „Wenn Einer etwas der Fabrik der St. Peterskirche in seinem Testamente vermacht, so lassen wir ihm zwanzig Tage von der ihm auferlegten Buße nach!“ — Bestimmungen, welche späterhin, unter Andern vom Erzbischof Maximilian Heinrich im Jahre 1667 wiederholt und zur Beachtung empfohlen wurden. Auch kamen in Folge der nach Kaiser Rudolfs von Habsburg Tode im Jahre 1291 mehrfach auf einander folgenden Kaiserkrönungen wieder, wie früher, viele Fürsten nach Köln, die nicht unbedeutende Summen zum Dombaue spendeten, während zugleich nach allen Seiten hin geistliche Männer mit beredtem Munde und offenen Briefen versehen ausgesendet wurden, um für denselben Zweck milde Gaben zu sammeln.

Durch diese und manche andere Begünstigungen nun aber kam es denn endlich vier und siebenzig Jahre nach der Grundsteinlegung dahin, daß der Haupttheil des Doms, der hohe Chor, von

dem Erzbischofe Heinrich von Virnenburg, einem der eifrigsten Beförderer des Dombaues während seiner Regierung von 1306—1331, eingeweiht werden konnte. Zwei Fünftheile der ganzen Länge also, an 200 Fuß messend, nach Osten hin gerichtet, bot dieser Chor in seinem Innern wie nach seiner äußern, die Form einer Bischofsmütze zeigenden Gestaltung einen erhebenden Anblick dar. „Doppelte von schlanken Säulenbündeln gestützte Nebengänge," sagt Boisserée, „umgaben innerhalb das himmelhoch aufsteigende Mittelgewölbe. Außerhalb dagegen bildeten die Nebengänge mit ihren einfachen Strebepfeilern und Fenstern einen mächtigen sieben und sechszig Fuß hohen Untersatz, auf dem sich reich mit zierlichem Thurmwerk geschmückte Wiederhalter erhoben, die mit vierfachen Strebebogen den eigentlichen Chor stützten. Das über diesem Prachtbaue errichtete Dach hatte eine Decke von Blei, die vermittels flacher Zinnlöthungen, mit vielfachen Zierrathen und großen Buchstaben, welche Verse auf die drei Könige bildeten, damascirt war, so daß das ganze Dachwerk, einem auf Bergeshöhe stehenden Zelte ähnlich, an jene Bedeckung der Stiftshütte erinnerte, die sich über das Allerheiligste ausbreitete. An der Westseite schloß man den Chor mit einer leichten Giebelmauer, die bei der Vollendung der Kreuz- und Schiffgewölbe wieder niedergerissen werden sollte, und die bereits aufgeführten ersten Fensterbogen der Kreuzflügel dienten als Stützen dieses einstweiligen Schlußendes. Um jedoch dem Chore so viel als möglich die Gestalt einer vollständigen Kirche zu geben, errichtete man nah an dem Giebel ein Dachthürmchen, das zum größern Schmucke ganz vergoldet wurde. Zuletzt bildete man oben in der Giebelspitze noch einen goldenen Stern, um jenes Himmelslicht zu bezeichnen, das den drei weisen Königen auf ihrem Wege zur Anbetung des göttlichen Kindes vorgeleuchtet hatte; auch sollte er wie ein Stern des Trostes und der Hoffnung über dem unvollendeten Bauwerke strahlen, nach dunklen verhängnißvollen Zeiten ein friedliches, fröhliches Gedeihen verheißend."

Der Tag aber des heiligen Cosmian und Damian, der 27. September des Jahres 1322, war es, den der Erzbischof Heinrich

zur Einweihung dieses hohen Chors bestimmte, weil an diesem Tage, vier und ein halbes Jahrhundert früher, im Jahre 873, der Hildebold-Wilibertsche Dom eingeweiht worden war. Auch waren zwar nicht wie bei der Grundsteinlegung, so auch bei dieser festlichen Weihe des Hauptttheils des ganzen Doms, der weltlichen Große viele zugegen; denn um die deutsche Kaiserkrone stritten sich damals seit 1314 der unter dem Einflusse des Erzbischofs von Mainz erwählte Ludwig der Baier, und der vorzugsweise durch den Erzbischof von Köln, Heinrich von Virnenburg, zum Throne berufene Friedrich von Oesterreich, — Beide aber standen einander am Tage nach der Einweihung des hohen Chors am 28. Septbr. bei Mühldorf in der Schlacht gegenüber, in welcher Ludwig namentlich durch des kriegserfahrenen nürnbergischen Feldhauptmanns Seyfried Schweppermann Thätigkeit den Sieg davon trug, — Beide also und mit ihnen viele weltliche Große des deutschen Reichs hatten andern Geschäften obzuliegen, als in Köln dem Feste der Einweihung beizuwohnen; — wohl aber war eine große Zahl von Mitgliedern der höhern Geistlichkeit der Einladung gefolgt und so finden wir denn am 27. September 1322 zu diesem Zwecke außer Andern sämmtliche Diöcesanbischöfe des Erzstifts, die Bischöfe von Münster, Osnabrück, Utrecht, Lüttich und Minden theils in eigner Person versammelt, theils durch Abgeordnete vertreten; nicht minder alle Aebte, Stiftsvorsteher und Geistliche der Stadt.

Geordnet nun von Anfang bis zu Ende nach den Vorschriften der römischen Ritualbücher aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte, welche im Wesentlichen noch heut zu Tage Geltung haben, begann die Handlung, welcher die Versammlung galt, sobald dieselbe auf dem Domhofe angekommen war.

War aber das Gebäude zu Ehren der drei Könige, insbesondre zu einem Grabmale für die Gebeine derselben bestimmt, so wurden diese zunächst in ihrem Sarge verschlossen in festlichem Zuge in ein dazu erbautes Zelt vor dem Dome gebracht, der noch nicht geöffnet war. Hierauf zog der Erzbischof mit den Bischöfen und

der Geistlichkeit, alle in weiße Gewänder gekleidet, dazu auch das anwesende Volk laut betend und singend um das Gebäude, wobei der Erzbischof die Pfeiler, Mauern und Thore mit Weihwasser besprengte und bei jedem Umgange mit seinem Stabe an die zum Eingange bestimmte Thüre klopfte. Beim dritten Male öffnete sich dieselbe und begleitet nun von seinen Gehülfen, von den Bischöfen, dem Baumeister und einigen Bauleuten, trat der Erzbischof mit den Worten ein:

„Friede sei diesem Hause und Allen, die darin wohnen! —
Friede den Eingehenden und den Ausgehenden! —
Halleluja!" —

Inzwischen harrte unter Gesang und Gebet die übrige Geistlichkeit und das Volk ihres Eintritts an der Pforte. Der Erzbischof aber und seine Begleiter schritten an den Altar, zu dessen Seiten zwölf Hauptsäulen mit zwölf Kreuzen bezeichnet und von eben so vielen Wachskerzen erleuchtet dem Blicke sich darboten. Nachdem hierauf der Boden mit Asche bestreut worden war, erhob sich der Erzbischof und schrieb mit seinem Stabe die ganze Länge des Chors von Südost nach Nordwest das griechische, von Südwest aber nach Nordost das lateinische Alphabet, so daß dadurch die Form eines schrägen Kreuzes entstand, — das Alles, um sinnbildlich zu bezeichnen, Christus der Gekreuzigte sei das *A* und das Ω oder das A und das Z, der Anfang und das Ende auch in diesem Tempel. Jetzt wurde der Altar mit Weihwasser besprengt, der allmächtige Schöpfer und Baumeister des Weltalls angerufen, er möge dem Hause Dauer verleihen, die Geister der Bosheit davon entfernen und die Engel des Friedens darin wohnen lassen, und nun ein dreimaliger Umzug im Innern des Doms selbst veranstaltet, während dessen Boden und Wände die Weihe des Wassers empfingen. Eben so sprengte der Erzbischof, in der Mitte des Gebäudes stehend, heiliges Wasser nach allen vier Weltgegenden aus und flehte den Geist des Herrn an, auf diese ihm geheiligte Wohnung herabzusteigen und mit sei-

ner Herrlichkeit zu erfüllen. Als diese Bitte ausgesprochen war, trat er wieder an den Altar und bereitete dort mit Hülfe des Baumeisters den Stein und den Mörtel, mit welchem die Gebeine der drei Könige eben so in den Altar verschlossen werden sollten, wie einst die ältesten Christen über den Gräbern der Märtyrer Altäre zu errichten pflegten.

Während dieser Vorgänge im Innern des Doms war denn nun der ersehnte Augenblick gekommen, in welchem auch die niedre Geistlichkeit samt dem Volke gewürdigt werden sollten, in die heiligen Räume einzutreten. Zu diesem Zwecke trat der Erzbischof an die geöffnete Pforte, erinnerte die Menge an die erhabene Bestimmung des Gebäudes und daran zugleich, daß jeder Christ ein Tempel Gottes sein solle, und befahl, die Ueberreste der königlichen Leiber herbeizubringen. Dies geschah. Unter Begleitung vieler Kerzen und Rauchfässer trug man dieselben in den Dom zum Altare, — das harrende Volk strömte nach und zum ersten Male erscholl der Gesang der Menge durch die hochgewölbten Hallen. Bald aber verstummte er. Denn unterstützt von dem Baumeister mauerte jetzt der Erzbischof einen Theil der heiligen Gebeine in den bezeichneten Altar, gedachte dabei der Altäre, welche einst Abel, Noah und Abraham errichtet, auch des Steins, den Jacob gesalbt hätte, und goß dann heiliges Oel auf den Altar. Damit aber auch das ganze Gebäude die sinnbildliche Weihe eines himmlischen Jerusalem empfinge, salbte der Erzbischof nun im Angesicht der Menge jedes der zwölf Kreuze an den Säulen, die Gemeinde aber sang inzwischen mit Beziehung auf Offenbarung 21, V. 18:

„Alle Deine Mauern werden von Edelstein sein, und die Thürme
Jerusalems werden von kostbarem Gesteine erbaut werden! —
Die Thore Jerusalems werden von Sapphir und Smaragd erbaut
werden, —
Und der ganze Umfang seiner Mauern von Edelstein!“ —

Weniges war nun noch übrig, um den Weiheact zu vollenden. Es mußte noch Feuer auf dem Altare angezündet und Weihrauch

in dasselbe gestreut werden, zur Erinnerung daran, daß im neuen Bunde das Opfer weder Brand- noch Speiseopfer sei, sondern allein im lebendigen Feuer des Glaubens bestehe. Auch war der Altar von den Gehülfen des Erzbischofs wieder zu reinigen, mit weißen Tüchern zu bekleiden und so zum Tische Gottes zu machen. Nachdem dies aber geschehen, wurde an ihm das erste Hochamt im neu erbauten Tempel gehalten, dessen Chor von nun an von den Psalmen seiner Sänger erschallte, während die Priester am Altare dienten und die gläubige Menge im Gebete auf ihren Knieen lag.

Der Wanderer aber, welchem kirchlichen Bekenntnisse er auch angehören mag, wenn er während der Vesper in den Chor eintritt, unter der Orgel, dem Hochaltare zugewendet, seinen Platz nimmt, und nun zum ersten Male sein Auge an den Säulen empor zu der Wölbung von mehr als 150 Fuß sich erhebt, — wenn er die himmelanstrebenden Bogen auf ihre rohrartigen, schlanken Säulen gestützt, die unzähligen Abwechselungen an den Säulenknäufen, und die über der Chorsohle an 70 Fuß hoch um den Chor laufende Gallerie erblickt, — wenn er die an die Säulenstämme sich lehnenden Apostelbilder mit ihren goldenen Prachtgewanden, die eben so reich verzierten zum Tragen der Standbilder bestimmten Vorsprünge und die Thurmbedachungen derselben mit musicirenden Engeln, die kolossalen Abbildungen der alttestamentlichen Könige, die am Fußende angebrachten Wappen der Fürsten, Grafen und Herren betrachtet, welche sich um die Glasgemälde der Fenster mit ihrer wunderbaren Farbenpracht verdient gemacht haben, — wenn er diese Gemälde selbst in's Auge faßt und durch das Auge das zauberhafte Licht, das diese Farbenwelt über das majestätische Ganze verbreitet, tief in seine Seele dringt, — wenn endlich von der Betrachtung des Aeußern sein Auge sich ablenkt und sein Ohr nun den ergreifenden Tönen der herrlichen Orgel lauscht, — da fühlt er sich wohl vom Wehen aus einer bessern Welt ergriffen, und sich hinwegsetzend über Erinnerungen, welche den Schmerz über kirchliche Spaltung hervorrufen, sinkt er nieder im Geiste zur Anbetung des Unendlichen,

dessen Größe und Herrlichkeit auch in den endlichen Schöpfungen des Menschengeistes sich offenbart.

Gleichwie nun aber nach damaliger Kenntniß des Himmels sieben Planeten um die Sonne kreisten und wie seit der Zeit, da der Grundstein zum Dome gelegt ward, sieben Kurfürsten die Majestät des deutschen Kaisers verherrlichten, so umstanden, wahrscheinlich mit Andeutung des vorrechtlichen Verhältnisses des Doms zu den sieben Stiftskirchen der Stadt, zugleich auch wohl mit sinnbildlicher Beziehung auf die sieben Gaben des heiligen Geistes oder die sieben Sacramente der katholischen Kirche, jedenfalls im innigsten Einklange mit der siebenzahligen Schöpfung des Doms, den hohen Chor mit seinen vierzehn Säulen, in deren Mitte der Hochaltar sich erhebt, seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag sieben Capellen, in ihrer Mitte als Glanzpunkt des Ganzen die Drei-Königs-Kapelle mit dem kostbaren Sarge der drei Könige, — die Stephans-, Maternus- und Johanniscapelle zur einen, die Agnes-, Engelberts- und Michaeliscapelle zur andern Seite, sämmtlich an sich und durch ihre Denkmäler und Kunstschätze eben so wie die eigentliche Schatzkammer, die große Sacristei mit ihrer Vorhalle, der Capitelsaal und die Mariencapelle für den Besucher des Doms und für den Freund seiner Geschichte von Wichtigkeit. Doch verdanken diese Räume ihre Bevölkerung mit Denkmälern und Schätzen meist erst der Folgezeit; daher werden wir, freilich nur zu den wichtigsten derselben, nach und nach erst an der Hand der Geschichte zu ihnen treten und so das allmählige Werden des Doms auch in seinem Innern kennen lernen.

---

## 3.

## Von der Einweihung des hohen Chors im Jahre 1322 bis zum Stillestand des Baues im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Nichts erschlafft die Thätigkeit des Einzelnen wie ganzer Gemeinschaften schneller und dauernder, als wenn sie sich erfolglos bemühen und keine Anerkennung finden. Nichts dagegen belebt dieselbe mehr und verschafft ihnen sicher die Theilnahme Anderer an der Ausführung irgend eines Unternehmens, als wenn die Arbeit gelingt, und ist nur erst einmal ein sichtbarer Anfang gemacht, so ist dann auch eher, wenn auch nicht auf den Ausgang, aber doch auf den Fortgang zu rechnen.

So und nicht anders war es auch beim Dombaue zu Köln. Denn nicht sobald war derselbe so weit geführt, als wir bereits sahen, da erwachte auch der Eifer für die Förderung desselben insbesondere durch Geldbeiträge zu neuem und kräftigem Leben. Namentlich war es jetzt die „Brüderschaft des heiligen Petrus“, durch deren Wirksamkeit sich dem Domschatze eine reichliche Quelle eröffnete. Ihre Mitglieder, Männer und Frauen aus allen Ständen, waren durch die ganze Diöcese und weiter verbreitet, trugen jährlich je nach dem Maße ihres Vermögens mehr oder weniger zu dem Baue bei und übernahmen die Pflicht, für den Bau zu sammeln. Heinrich von Virnenburg hatte sie gestiftet und ihrem Sammelgeschäft besondern Vorschub geleistet. „Keiner,“ heißt es unter Anderm in dem hierher gehörigen Statute

des Erzbischofs, „soll den Collectoren für den Bau der Domkirche hinderlich sein. Es sollen keine Opferstöcke in den Kirchen oder Kapellen mehr errichtet, die errichteten aber sollen weggeschafft werden. Was für die Brüderschaft des heiligen Apostelfürsten Petrus gegeben wird, soll sorgfältig aufbewahrt und den Collectoren ganz eingehändigt werden. Bei Anwesenheit der Collectoren sollen diese gleich nach abgelesenem h. Evangelio unter der Pfarrmesse dem Volke das Wort Gottes vortragen und Beiträge begehren, doch ohne Ungestüm, dann mag die andere Predigt beginnen, damit die Collectoren sich auch in die übrigen Kirchen begeben können, wo sie erwartet werden." Pabst Johannes XXII. aber spricht sich in einer Bulle vom 1. Juli 1323 nicht nur lobend über die Fürsorge des Erzbischofs und des Domcapitels für den Bau der Kirche aus und gibt zugleich Bestimmungen über die Einsammlung von Beiträgen, sondern gewährt auch den Mitgliedern der Brüderschaft des heiligen Petrus in Bezug auf den Einfluß des päbstlichen Bannes oder Interdicts Vorrechte, welche bei den Streitigkeiten, die zwischen diesem Pabste und dem genannten Kaiser Ludwig dem Baier damals obwalteten und den Fluch des heiligen Vaters über manches deutsche Gebiet und manche deutsche Stadt ausbreiteten, von besonderem Werthe waren. Denn, um das Gesagte nur mit einigen Worten des Pabstes selbst aus der betreffenden Bulle zu belegen — „Unser Bruder Heinrich, Erzbischof von Köln," sagt er dem Domprobste und dem Domcapitel gegenüber, welche um Bestätigung jener Brüderschaft nachgesucht hatten, „sorgt eifrig für den Bau Eurer Kirche, der äußerst prachtvoll und kostspielig ist. Auch Ihr habt für die Vollendung des Werks Sorge getragen, wie Ihr auch noch immer zu thun fortfahrt; aber die Einkünfte der Kirche reichen nicht dazu hin. Deshalb hat gemeldeter Erzbischof wegen dringender Nothdurft des Baues auf Euren Rath und mit Eurer Beistimmung verordnet, daß Keiner ohne Euer Beglaubigungsschreiben in der Stadt oder Diöcese Köln für jenen Bau von den Gläubigen milde Beiträge sammeln soll. Und wenn Sammler an Orte kommen, die von dem Erzbischofe oder den ihm untergebe-

nen geistlichen Behörden mit dem Interdicte belegt sind, so sollen sie doch vor dem Volke daselbst Reden halten dürfen. Auch dürfen ein Mal im Monate, an dem Tage, an welchem die Beiträge gesammelt werden, gleichviel, ob es ein Sonn- oder Fest- oder Wochentag sei, die Priester an solchen Orten trotz des Interdicts den feierlichen Gottesdienst halten. Jene aber, die zur Brüderschaft des heil. Petrus gehören und eine jährliche Beisteuer zum Baue des Doms bezahlen, können, sie sowohl selbst wie ihre Kinder, an interdicirten Orten öffentlich mit einer feierlichen Begräbnißmesse unter Zulassung der übrigen Gläubigen des kirchlichen Begräbnisses theilhaftig werden!" — Vergünstigungen, welche allerdings geeignet waren, die Herzen für die Theilnahme an dieser Brüderschaft zu gewinnen, daher sie denn auch von Zeit zu Zeit durch die Kölnischen Erzbischöfe erneuert und wohl auch erweitert wurden, wie denn Erzbischof Walram in der Erläuterung, welche er 1339 über die Brüderschaft des heil. Petrus gab, jene Bevorzugung ihrer Genossen rücksichtlich des Interdicts auch auf den Empfang der Sterbesacramente ausdehnte, aber auch den jährlichen Beitrag auf wenigstens ein Simmer Korns Kölnischen Maaßes oder sechs Schillinge Kölnischer Währung festsetzte, während Erzbischof Wilhelm von Gennep in der Verordnung vom 2. Octbr. 1357, der letzten bekannten, die hierüber in den Kölnischen Synodalstatuten vorkommt, den Eintritt dadurch erleichterte, daß er bestimmt, es können Alle in die Brüderschaft aufgenommen werden, die von ihren Gütern jährlich so viel beizutragen sich verpflichten, als sie nach ihren Vermögensumständen und dem Rathe ihrer Pfarrer beizutragen im Stande sind. Auch flossen im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts noch der Baucasse ansehnliche Geschenke aus königlichen Händen zu; denn im Jahre 1338 erschien König Eduard III. von England und 1363 der König von Cypern persönlich in Köln am Grabe ihrer gekrönten Amtsgenossen aus dem Morgenlande; als aber Pabst Bonifacius IX. im Jahre 1393 wiederum denen Ablaß verhieß, welche die Ueberreste der heiligen drei Könige besuchen und ihnen ihre Verehrung beweisen würden, da strömten auch von

allen Seiten von Neuem zahlreiche Pilger hohen und niedern Standes herbei, brachten ihre Opfer dar und reisten dann, wie sie meinten, ihrer Sündenschuld entladen, wieder von dannen. Aber leider, wie nur zu oft der Eigennutz sich der Mittel bemächtigt, welche der Ausführung eines gemeinsamen Unternehmens dienen sollen, so geschah es auch hier, und zwar um so begieriger auf der einen, um so erfolgreicher auf der andern Seite, je stärker die Neigung war, das fromme Werk durch Geldbeiträge zu unterstützen. Denn nicht nur Männer, nein, auch Frauen, und diese keineswegs blos aus weltlichem, sondern sogar aus geistlichem Stande zogen mit falschen Briefen, desgleichen mit Bildern, Kerzen und Kelchen umher, gaben vor, zu Sammlungen von Gaben für den Dombau beauftragt zu sein, und setzten sich so in den Besitz oft gar reicher Geschenke. Das nun veranlaßte den schon genannten Erzbischof Wilhelm in demselben Jahre 1357, Verordnungen gegen diesen Unfug zu erlassen. Doch müssen auch Veruntreuungen und Vernachlässigungen hinsichtlich der frommen Schenkungen und Vermächtnisse für den Dombau vorgekommen sein, da die Pfarrer und Vorsteher der Kirchen als Testamentsverfertiger mehrfach vor derartigen Ungebührnissen gewarnt werden.

Erwarb sich aber Erzbischof Wilhelm auf diese Weise ein großes Verdienst um den Dom, so geschah dies auch noch in andern Beziehungen, namentlich darin, daß er im Jahre 1350 den großen Hauptaltar des Chors und damit des ganzen Doms errichten ließ. Aus einer Platte von jenem schwarzen Marmor bestehend, welcher in der Gegend von Namür in Frankreich gebrochen wird, sechszehn Fuß lang, acht Fuß breit und einen Fuß stark, erhob sich derselbe in der Mitte des um vier Stufen gegen den übrigen Chor erhöheten Allerheiligsten auf drei Stufen, frei, von den mit dem schönsten Schnitzwerk geschmückten Sitzen der Geistlichen, den Chorstühlen, umgeben. Die Vorderseite zierten und zieren noch jetzt in Bogenstellungen aus weißem Marmor die von gleichem Steine verfertigten, ganz erhaben gearbeiteten Standbilder der Apostel, in ihrer Mitte Christus auf einer Ruhebank, welcher der

Maria die Krone der himmlischen Herrschaft auf das Haupt setzt. An der Hinterseite und zu beiden Seiten rechts und links befanden sich in ähnlicher Arbeit die Standbilder der Propheten und nahe den vier Ecken des Altars erblickte man vier Säulen mit Engeln, welche Wachskerzen empor hielten; — das Alles aber wahrscheinlich von jenem berühmten Kölnischen Künstler, dessen Name zwar uns leider nicht aufbewahrt ist, dessen aber Lorenz Ghiberti, der kunstreiche Verfertiger der ehernen Thüre an der Taufcapelle zu Florenz, nach eigener Ansicht vieler Werke desselben, vielfach rühmend gedenkt, und der zuletzt Ludwig I. im Jahre 1382 in den Krieg nach Italien begleitete. Als nun aber dort sein Herr in großer Bedrängniß eine kunstreiche Tafel von Gold und andere Bildwerke von edlem Metalle zerschlagen ließ, um sie in Münze zu verwandeln, — da wurde des Meisters Seele von dem Gedanken an die Geringschätzung und Nichtigkeit auch des Schönsten, was der Mensch bilden könne, so tief ergriffen, daß er von Stund' an den Dienst des Fürsten verließ und in eine Einöde ging, wo er bald nach 1400 starb. Und in der That hat späterhin auch sein Kunstwerk, der in Rede stehende Altar, noch mehr aber das wahrscheinlich wenigstens zum größern Theile ebenfalls von ihm herrührende Tabernakel an der Nordseite des Chors, das Bedeutendste, was in seiner Art je unter dem Meisel hervorgegangen ist, das von ihm betrauerte Schicksal jener Bildwerke erfahren müssen, wie wir bald genug weiter zu berichten Veranlassung haben werden. Hier nur noch hinsichtlich der Standbilder am Altare, so wie der größern an den Säulen die Bemerkung, daß dieselben nach Boisserée's Ausdrucke auf eine eigenthümliche verdienstliche Weise in dem aus Byzanz stammenden Geschmacke ausgeführt sind; jedoch sei bei den letztern die herkömmliche, in den Bildwerken des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts sehr allgemeine, seitwärts tragende Stellung mit stark vorgeschobener Hüfte unangenehm übertrieben, während Andre wohl mit größrem Rechte behaupten, diese Stellung diene zur weisen Unterbrechung des geradlinigen Säulenwerks. Auch können wir nicht umhin, des

geschichtlichen Ganges wegen hier zu erinnern, daß hinter den erst im Jahre 1688 hier im Chore aufgehangenen gewirkten bildlichen Darstellungen aus dem alten Testamente und aus der kirchlichen Bildersprache, auf der Einfassungsmauer hinter den Chorstühlen sich ehemals in goldenen thurmartig geschmückten Bogenstellungen, reihenweise über und neben einander viele Gegenstände aus der heiligen Geschichte, auf rothem und blauem Grunde in sogenannten Tempera- oder Leimfarben gemalt, befanden, so wie auch die äußere Seite dieser Mauer Spuren alter und noch dazu sehr seltsamer Malerei trägt, seltsam hinsichtlich der Gegenstände, da unter Anderm vor der spätern Uebertünchung an der Südseite die drei Könige im bischöflichen Ornate zu sehen waren. Dies aber mußten wir hier darum einschalten, weil alle diese Malereien dem Urtheile der Kunstverständigen zufolge in das erste Viertel des vierzehnten Jahrhunderts gehören, also wahrscheinlich bei der Einweihung des Chors schon vorhanden waren. Und endlich werde auch noch bemerkt, daß das Grabdenkmal Engelberts III., Erzbischofs von 1364—1367, welches sich in der Vorhalle der Sacristei befindet, aber leider gar arg verletzt ist, seine Entstehung dieser Zeit verdankt, indem Engelbert es sich selbst errichtete, bevor er sein Erzbisthum 1367 an Cuno von Falkenstein abtrat und 1368 zurückgezogen auf dem Schlosse Brühl das Zeitliche segnete.

Indem wir nun aber nach diesem Blicke in das Innere des Doms zur Geschichte seines Weiterbaues im vierzehnten Jahrhunderte zurückkehren, müssen wir zunächst berichten, daß, wie die Quellen wieder reichlich flossen, so auch der Bau selbst schnelle Fortschritte gemacht zu haben scheint. Denn die Säulen des an den Chor sich anschließenden Kreuz- oder Queerschiffs wurden bis zu den Kapitälen der Nebengänge aufgeführt und die Thüre zum nördlichen Kreuzflügel angelegt. Auch wurde bereits am eigentlichen Schiffe, dem Langhause, und an der Aufführung des südlichen Hauptthurmes gearbeitet. Um so bedauernswerther ist es, daß wir aus dieser Zeit auch nicht den Namen eines Einzigen von den

großen Meistern kennen, unter deren Leitung der Bau einen so gedeihlichen Fortgang nahm, — noch bedauernswerther freilich, daß die Thätigkeit der Bauleute nur zu bald wieder durch Mangel an Geld gelähmt ward. Denn die Mißbräuche beim Einsammeln der Beiträge griffen jetzt so um sich, daß der Erzbischof Friedrich von Saarwerden, der von 1370—1414 regierte, sogleich im Jahre seiner Erhebung zur erzbischöflichen Würde sich genöthigt sah, alle von seinen Vorfahren zu jenem Zwecke ausgestellten Briefe für ungültig zu erklären. Dies aber brachte nicht nur zunächst unmittelbar eine nachhaltige Stockung in das Sammelgeschäft, sondern erweckte auch überall großes Mißtrauen gegen die richtige Verwendung von Vermächtnissen und Geschenken zum Zwecke des Dombaues, daher es denn an solchen zu fehlen anfing, und wer weiß, ob es nicht noch schlimmer damit ausgesehen hätte, wäre nicht auf der andern Seite die Ehrfurcht vor den Gebeinen der heiligen drei Könige und der Glaube an die Wunderkraft derselben so groß gewesen, als sie es wirklich waren. Wie groß aber diese Ehrfurcht und dieser Glaube gewesen sei, und welcher Mittel man sich bediente, ihn zu erhalten und zu vermehren, dafür diene statt aller andern Mittheilungen die Erinnerung daran, daß zur Zeit Friedrichs von Saarwerden ein Franzose, der aus dem italienischen Feldzuge zurückkehrte, in Köln erzählen konnte, er habe in Neapel vierzehn Tage am Galgen gehangen, aber durch Anrufung der heiligen drei Könige sein Leben wieder erhalten. Und mit dieser Erzählung — wurde er ausgelacht? — Nein — Glauben, vollen Glauben nicht nur fand der freche Lügner, sondern wurde sogar in feierlicher Procession nach dem Dome geführt! — Was aber rücksichtlich der Geldmittel zum Dombaue und der zu dessen Förderung nöthigen Theilnahme an ihm in jener Zeit das Schlimmste war, das war auf der einen Seite die Erneuerung des alten Streites zwischen dem Erzbischofe und der Stadt gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, in deren Folge im Jahre 1396 die Herrschaft der Vornehmen über Köln ganz aufgehoben und das Regiment den Zünften übertragen ward, auf der andern Seite die

lange Regierung des Neffen und Nachfolgers Friedrichs, des kriegerischen Theodorich von Mörs, unter dessen eiserner Zuchtruthe Köln 49 Jahre lang von 1414—1463 seufzte, und dessen Kriege namenlose Summen kosteten. Namentlich war es sein Streit mit Wilhelm von Berg, der ihm den erzbischöflichen Stuhl streitig machte, was so verderblich auf den Dombau einwirkte. Denn obwohl Wilhelm seine Ansprüche aufgab, ja sogar eine Schwester seines bisherigen Nebenbuhlers, eine Gräfin von Tecklenburg heirathete, so war doch Friedrich in Folge des Kriegs genöthigt gewesen, neue Auflagen auszuschreiben, dadurch aber war er wiederum mit den Kölnern so zerfallen, daß er nun auch mit diesen in blutige Händel gerieth und endlich verhaßt und verachtet starb, nachdem er dem Erzstifte eine bedeutende Schuldenlast aufgebürdet hatte.

Indeß stockte doch auch in dieser Zeit der Bau nicht ganz. Vielmehr wurde die Vorhalle im südlichen Thurme vollendet, der Thurm selbst aber bis 170 Fuß, ohngefähr einem Drittheil seiner Höhe, fortgeführt und nun in ihm den Glocken aus dem hölzernen Thurme neben dem Chore, der, wie schon erwähnt, bei dem Brande des alten Doms im Jahre 1248 stehen geblieben war, ihr Platz angewiesen, zugleich aber auch eine neue große Glocke gegossen. Dies geschah im Jahre 1437, jenes im Jahre darauf. Auch wurde damals der Krahn, mit dem man die Bausteine hinaufzog und der, seitdem zum Wahrzeichen von Köln geworden, den ankommenden Fremdling schon von Weitem begrüßt, mit einem Dache versehen und diente so den Glocken zur Bedeckung. Nachdem aber diese im Jahre 1447 wahrscheinlich Schaden gelitten hatten und von Neuem umgegossen worden waren, die eine zu 115, die andre zu 225 Centnern mit einem Klöppel von vier Centner Gewicht und somit eine der größten in Deutschland, verkündeten dieselben weithin mit ihren feierlichen Klängen, es sei unter allen Kämpfen um das Irdische doch auch der Begeisterung gelungen, das große Werk so weit zu führen.

Je mehr nun aber damit geschehen war, desto erfreulicher ist es, endlich einmal die Namen dreier Dombaumeister und zweier Aufseher oder Polirer des Werks kennen zu lernen.

Der erste der drei Baumeister ist Nicolas von Buren oder von Beuren, einem Städtchen im Gebiete von Geldern. Wir verdanken die Bekanntschaft mit ihm und die Nachricht, daß unter ihm einer Namens Christian Polier gewesen sei, urkundlichen Ueberlieferungen aus jener Zeit. Namentlich wichtig ist die, nach welcher die Steinmetzenzunft im Jahre 1424 mit Meister Nicolas die Uebereinkunft traf, daß seine Lehrknechte bis an seinen Tod für einen rheinischen Gulden in die Zunft aufgenommen werden sollten, während die der übrigen Meister zwei Gulden bezahlen mußten. Wichtig aber nennen wir diese Urkunde nicht eben darum allein, weil sie uns den Namen eines Dombaumeisters aufbewahrt hat, sondern weil sie auch zugleich ein rühmliches Zeugniß für die Werthschätzung enthält, deren sich die Bauleute am Dome ihrer größren Geschicklichkeit wegen unter ihren eignen Zunftgenossen erfreuten. Und wie hätte dies auch anders sein sollen! Waren diese Bauleute und ihre Meister doch auch weit und breit so berühmt, daß schon seit langer Zeit, nachdem in Folge des Kölner Dombaues auch andere große Kirchenbaue begonnen worden, und die deutschen Steinmetzen, die dem Kirchenbaue sich widmeten, sich zu einer großen Brüderschaft verbunden hatten, deren Ordnung auf gemeinen Tagsatzungen abgefaßt und von Kaiser und Pabst bestätigt wurden, — daß da die Steinmetzhütte am Kölner Dome die erste war in Niederdeutschland, Köln der Sitz des niederdeutschen Obermeisterthums, und der Dombaumeister Obermeister über alle Kirchenbaue in den niederdeutschen Landen, während sich Oberdeutschland um den Bau des Straßburger Münsters einte. Auch wurden viele bedeutende Kirchen vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhunderte nach dem Muster und im Style des Kölner Doms großentheils von solchen Meistern erbaut, die in der Kölnischen Hütte gebildet waren, wie — außer dem Straßburger Münster, der 1267 von Erwin von Steinbach begonnen und 1439 von Johann Hültz, dem Sohne oder Enkel des Meisters gleichen Namens aus Köln, der den Münsterthurm im Jahre 1365 bis zum Helm gebracht hatte, vollendet worden war, — wie außer diesem seither die Katharinenkirche

in Oppenheim, die Wernerskirche in Bacharach, der Dom zu Utrecht und insbesondere der Thurm des Münsters zu Freiburg in Breisgau, dessen durchbrochener Helm nur mit einigen den Plan vereinfachenden Abänderungen ganz nach dem Entwurfe der Kölner Thürme aufgeführt worden ist; — später die Marienkirche in Campen am Zuydersen, welche 1369 Meister Johann von Köln zu bauen anfing, die Domkirche zu Prag u. a. Und um nun auch Zeugnisse für den Ruf der Kölnischen Baumeister in dem Jahrhunderte, von dem wir eben sprechen, im funfzehenten Jahrhunderte, anzuführen, so sei bemerkt, daß der Bischof Alphons von Burgos in Spanien, als derselbe 1442 von dem Concile zu Basel aus nach Köln gekommen war, den Meister Johann und dessen Sohn Simon mit sich nahm, um durch sie die Thürme seiner Domkirche vollenden zu lassen, was auch an den Helmen ganz nach dem Muster der Thürme in Köln geschah, — und daß bei dem um dieselbe Zeit begonnenen Baue der Wallfahrtskirche unsrer lieben Frauen zum Dornbusch in der Nähe von Chalons an der Marne in Frankreich, wenn auch in kleinerm Maßstabe und mit manchen Abweichungen, der Plan des Kölner Doms zu Grunde gelegt wurde, und der Baumeister Guichard, welcher sie 1529 vollendete, aus Köln, — Patriz aber, der sie begann, zwar von Geburt ein Engländer, aber ohne Zweifel in der Kölnischen Bauhütte gebildet war.

Der andre der drei Dombaumeister aus dieser Zeit war Konrad Kuyn, der Nachfolger des Meister Nicolas, zugleich der einzige Dombaumeister, von welchem sich im Dome selbst ein Denkmal findet. Wir erblicken dasselbe an einer Säule in der nördlichen Nebenhalle des Chors beim Ausgange in das Querschiff und in der Nähe der Sacristei, aber leider, wahrscheinlich bei der Befestigung des daran sich lehnenden modernen Glaskastens mit dem Marienbilde, wie so vieles in diesem Dome, verstümmelt. Was noch davon übrig ist, ist ein Heiliger, wie man vermuthet, der Apostel Petrus, der einen früher vor ihm knieenden Mann in Schutz zu nehmen scheint. Dieser Mann aber war unstreitig der genannte Meister Konrad Kuyn. Denn die darunter befindliche unscheinbare lateinische Grabschrift von Stein, so weit sie erhalten

ist, besagt: „Im Jahre des Herrn 146 .. am 28. Januar starb Co. Kuyn, Baumeister dieser Kirche, dessen Seele in Frieden ruhen möge. Amen.“ Anderweit aber aufbewahrter Nachricht zufolge starb Meister Konrad im Jahre 1469, nachdem ihm noch sechs Jahre vorher auf einer Tagesatzung der Steinmetzenbrüderschaft zu Regensburg das Steinmetz-Obermeisterthum über Niederdeutschland übertragen worden war. Wohl mag unter seiner Leitung der südliche Thurm noch etwas weiter gebaut, auch für das Schiff noch Einiges gethan worden sein; dagegen blieb der nördliche Thurm noch immer in seinen Anfängen von ohngefähr 27 Fuß, — ein ernstes Zeichen des allmähligen Stillstandes des ganzen Baues.

Doch noch immer sollte derselbe um ein halbes Jahrhundert lang sein Greisenleben hinbringen. Johann von Frankenberg aber, der dritte unter denen, von welchen uns das Ende des funfzehnten Jahrhunderts Kunde hinterlassen hat, scheint Konrads Nachfolger gewesen zu sein; wenigstens lesen wir seinen Namen im Vereine mit den beiden genannten Meistern in einem noch vorhandenen Verzeichnisse der Mitglieder der St. Peters-Brüderschaft aus jener Zeit.

Der letzte endlich, dessen wir hier zu gedenken haben, ist der Polier Meister Heinrich, der schon 1470, zur Zeit, da Ruprecht, Pfalzgraf bei Rhein, Theodorichs von Mörs kriegslustiger Nachfolger, Erzbischof war, bei der Steinmetzenzunft vereidigt gewesen sein soll und noch 1509 in ihren Büchern erwähnt wird. Er nun war es eben darum jedenfalls, unter dessen Leitung die Arbeiten standen, welche zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ausgeführt wurden.

Und in der That — diese waren nicht unbedeutend. Denn nicht nur wurde die nördliche Nebenhalle bis zu sieben Kreuzgewölben, — nicht nur auch der nördliche Thurm so weit gefördert, als es zur Verbindung mit dieser Halle nothwendig war, — sondern, was das Wichtigste, das Werthvollste, einer der Glanzpunkte in der Geschichte des ganzen Baues und der strahlendste Glanzpunkt in dieser Periode desselben ist, — es wurden die großen gemalten Fenster oder vielmehr, da die Farben eingebrannt und so mit dem Glase vollkommen Eins sind, die prachtvollen Glasgemälde in

4 *

der nördlichen Nebenhalle eingesetzt, die an Farbenpracht und Zeichnung mit Recht die Krone aller Glasmalereien genannt worden sind und in denen jedenfalls diese Kunst, die damals auf dem Gipfel der Vollendung angekommen war, ihre herrlichste Blüthe entfaltet hat. Es sind ihrer drei ganze in der Mitte und zwei halbe zu jeder Seite, die ganzen über 43 Fuß hoch, sämmtlich 6 Fuß breit. Darstellungen aus der Geschichte Jesu, der Apostel und der Heiligen, die Figuren meist über Lebensgröße auf das Trefflichste gezeichnet und mit den glühendsten Farben gemalt, nehmen den Raum der Rosetten ganz und der eigentlichen Fenster so weit ein, daß die Familienwappen der Stifter und das Kölnische Stadtwappen noch Platz auf demselben fanden, und die im zweiten und vierten Fenster sichtbaren Jahrzahlen 1507 und 1509 lassen keinen Zweifel über die Zeit ihrer Entstehung obwalten. Wie aber gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts der Sieger von Worringen, Herzog Johann von Brabant mit dem Grafen Dirk von Cleve, mit den edelsten Geschlechtern Kölns und dessen Bürgern sich vereinigt hatte, um den hohen Chor mit seinen Fenstern zu schmücken, so hatten dies jetzt der Erzbischof Herrmann IV., Landgraf von Hessen und von 1480—1508 Nachfolger des genannten Ruprecht, von seinen Zeitgenossen mit dem Beinamen des Friedfertigen geehrt, das Domcapitel, mehrere erlauchte Geschlechter der Stadt und des Erzbisthums, wie die gräflich daunschen, leiningischen, salmschen u. a., und die Stadt selbst gethan, nur daß die von ihnen dem Dome geschenkten Malereien nicht nur jenen im Chore aus dem dreizehnten Jahrhunderte, sondern auch den andren sechs Fenstern kleineren Maßstabs in der nördlichen Mauer an Kunstwerth weit voranstehen. Denn diese letztern aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte mit ihren Rosetten von buntem Glase und ihren grau in grau auf blauem und rothen Grunde gemalten Heiligenbildern bezeugten doch noch immer die Uebergangsstufe in der Entwickelung der Kunst; in jenen aber im Chore ist die Zeichnung der Figuren in Behandlung und Mannichfaltigkeit noch weniger ausgebildet, Gesichter und Hände entbehren des

Wechsels zwischen Licht und Schatten, — auch ist ihnen statt der damals noch nicht nachahmbaren Farbe des Fleisches ein dunkler, mehr brauner Ton gegeben, was Alles den Gesammteindruck beeinträchtigt, obschon allerdings auf der andern Seite die vollkommene Uebereinstimmung dieser Fenster und der in den Kapellen, namentlich der drei noch gut erhaltenen in der mittleren Kapelle, mit dem wesentlichen Charakter des ganzen Gebäudes in Verschlingungen von Zweigen und Laubwerk, von zierlichem Thurmwerk und Bogenstellungen ein denselben eigenthümlicher Vorzug ist. Dennoch verleiht den Malereien aus der Zeit Herrmanns von Hessen das daran sichtbare Streben, ihre Farbenpracht auf jede Weise zu erhöhen, einen besondern Werth, und wohl hat nicht leicht ein Betrachter derselben von einigem Sinne für die hier geoffenbarte Kunst vor diesen Erzeugnissen des sechszehnten Jahrhunderts gestanden, und bemerkt, wie die Perlen in den Bekleidungen, wie die Blümchen in dem aufsprossenden Grase, wie manche andre Verzierung dadurch, daß die bunten Farben wieder bis auf's weiße Glas weggeschliffen sind, hervorgebracht und überhaupt dies weiße Glas zur Belebung des heitren Ausdrucks angewendet worden ist, ohne Ehrfurcht vor jenen großen Meistern in seiner Seele zu fühlen, ohne aber auch zuzugestehen, daß ihre Kunst wohl geeignet gewesen sei, das Heilige zu verherrlichen und den Stätten der Anbetung jenen Ernst aufzuprägen, der die Gemüther für die heiligen Handlungen, deren Schauplatz die Tempel des Herrn sind, erschließt, und ein Herold dem Worte der Kraft und der Weihe wird, dessen Verkündigung in ihnen wiedertönt. Wenigstens war dies stets der Eindruck, den der Verfasser von derartigem Anblicke mit hinwegnahm, und er seines Theils wird darum nie denen beistimmen können, welche die Gotteshäuser im flachen Sinne unsrer Zeit erbaut wünschen und meinen, jede Stätte auf Erden, die Hütte des Grönländers wie der erhabenste Dom, sei eine zur Anbetung des Höchsten gleich geeignete Stätte, da der, der Himmel und Erde geschaffen, im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden müsse. Aber nein! — Ist auch Gott

überall und nahe denen, die ihn mit Ernst anrufen, so will doch die Nähe desselben dem nicht nur der geistigen, sondern auch der sinnlichen Welt angehörenden Menschen zum Bewußtsein gebracht, will ihm fühlbar gemacht sein. Darum je würdiger, je gemüthvoller, je erhabener, je ähnlicher dem Sternendome, den die Nacht über dem Haine wölbt, durch welchen ein Waldbach dahin rieselt und ein leises Wehen geht, der Tempel von Menschenhänden gemacht ist, desto leichter findet der Mensch in ihm den Gott der Macht nicht nur, sondern vor Allem den Gott seines Herzens, den Gott der Liebe, — den Gott, dessen Verwandtschaft mit ihm der Mensch auch in den Schöpfungen seines Menschengeistes erkennt. Ihn aber finden und den Gefundenen lieben zu lehren, ist doch der letzte Zweck, der uns zu seinen Wohnungen, zu den Häusern Gottes führt.

Je wahrer nun aber diese Bemerkungen sind und je höher der Kunstwerth der zu ihnen Veranlassung gebenden Glasgemälde in den untern nördlichen Räumen des Kölner Doms anzuschlagen ist, desto mehr muß es als ein Raub gleichsam aus dem Kunstreichthume jener Zeit angesehen werden, daß dieselben noch dem Kölner Dome einverleibt wurden. Denn einmal verfiel bald darauf die Kunst der Glasmalerei wieder und artete namentlich in übertriebenen Aufputz durch allerhand Schnörkel aus, wie dies das Schicksal der schönen Künste immer gewesen ist, wenn sie zu irgend einer Zeit bei irgend einem Volke in irgend einer Beziehung bis zur höchsten Vollendung ausgebildet waren. Dann aber war ja die Einsetzung dieser Glasgemälde in der Nordseite seines Schiffs das Letzte, was für den Bau des Doms geschah, da, wenn bis zum Jahre 1509, — dem Jahre, dessen Zahl, wie bereits bemerkt wurde, in den Fenstern selbst sich findet, dieselben eingesetzt worden sind, auch schon die unvollendeten Kirchenräume mit den noch jetzt vorhandenen rundbogigen Nothdächern geschlossen sein mußten, welche auf den Gewölbepfeilern des Langhauses ruhen. Diese letztern aber mögen schon lange unbedeckt gestanden haben, da ihre obern Steinschichten starke Spuren der Verwitterung tragen, welche sich später unter dem Schutze der Dächer nicht bilden konnte.

Und somit sind wir denn am Schlusse des ersten Zeitraums der Geschichte des Doms angekommen. Vollendet waren von den fünf Haupttheilen desselben nur die beiden östlichen, der Chor und die ihn umstehenden Kapellen. Unvollendet dagegen war und blieb bis auf den heutigen Tag das nach Westen hin an den Chor sich anschließende, aber durch die einstweilige Giebelmauer mit ihrem nicht entsprechenden Eingange von ihm getrennte und zugleich mit ihm verbundene Queerschiff, der Queerbalken des Kreuzes, in dessen Mitte, der Mitte zugleich des ganzen Gebäudes, einer, wie es scheint, gleichzeitig mit der Vollendung des Chors geschriebenen Nachricht zufolge, den Gebeinen der drei Könige, diesem Fundamente des kirchlichen Ansehens des Doms, ein prachtvolles Grabmal errichtet werden sollte, ohne Zweifel eine Kapelle auf Säulen und Wölbungen, ein Dom im Dome, dem gegen die Gemeinde gewendeten Priester, wie der gegen den Hochaltar sich hinwendenden Menge von allen Seiten her sichtbar. Hoch wie das Gewölbe des Chors sollte das Gewölbe über der großen mittleren Vierung des Kreuzes, eben so hoch aber auch die übrigen Gewölbe desselben und die Gewölbe des langen Schiffs und der Vorhalle sich erheben. Dies bezeugen die zu den beiden Kreuzflügeln bereits erbauten hohen Fenster, welche jetzt als Stützen des westlichen Chorendes dienen, — die Anfänge zu den hohen Fenstern des Schiffs am sudlichen Thurme, — die an demselben vollendete Seite der Vorhalle, und die an allen diesen Stellen hervortretenden Verzahnungen der sogenannten Wartsteine. Die Säulen des Kreuzes aber waren, mit Ausnahme der dem Chor verbundenen nur bis zur Kapitälhöhe der Nebenhallen d. h. 42 Fuß hoch aufgeführt; auch war am nördlichen Flügel die Giebelseite so weit vollendet. Doch sieht man von den drei Thüren derselben nur die östliche, während die beiden andern vermauert sind. Dasselbe fand auch rücksichtlich der letztern mittlern und westlichen Säulenstellung in diesem Kreuzflügel statt, durch deren Mauern ein abgeschlossener Raum entstand, der ehemals den Bewohnern der Dom-Freiung zur Pfarrkirche diente. An dem entgegengesetzten

südlichen Flügel aber fehlte noch immer die Giebelseite, welche vorläufig mit einer Mauer geschlossen wurde, in welcher zwei Eingänge zu den beiden Seitenhallen des Kreuzes und oben mehrere Fenster angebracht sind. Merkwürdig genug aber und in der Geschichte der Baukunst unerhört ist es, daß, während am nördlichen Kreuzflügel unstreitig der Grund zum Portale ganz vorhanden ist, derselbe am südlichen Kreuzflügel zwar auf der östlichen Seite 26 Fuß tief und 14 Fuß breit gelegt wurde, auf der westlichen Hälfte dagegen gänzlich fehlen blieb. Wie aber das Queerschiff, so auch war und blieb der vierte Haupttheil des ganzen Prachtbaues unvollendet, das Mittelschiff, dessen Gewölbe mit seinen Nebenhallen das in vier Reihen getheilte Riesenheer von hundert mächtigen und doch durch ihre Gliederung so leicht wie die himmelanstrebenden Cedern des Libanon erscheinenden Säulenstämmen tragen sollte, das dem Auge des Wandrers bei seinem Eintritte in die ihnen bestimmten Räume einen Anblick bietet, bei dem das Herz ihm leicht zu eng werden mag und bei dem der Wunsch seiner Seele sich bemächtigt, es möge ein Tag kommen, an welchem auch dieser Theil des Doms vollendet stehe und die Sonne vom Süden her nicht mehr durch Fenster mit gewöhnlichem Glase ihre Strahlen senden, sondern diese Strahlen in gleich herrlichen Gebilden, wie die der nördlichen Sonne, erglühen dürfen. Unvollendet endlich blieb auch die Vorhalle, der fünfte und westlichste Haupttheil des Gebäudes. Denn als das Leben des Baues in seinen Todtenschlaf versank, da war sie eben nur in der südlichen Hälfte ausgeführt, die vier Gewölbe der beiden Nebenhallen fehlten noch gänzlich und die Wolken schauten durch glaslose Fensterräume. Dabei aber unterschied sich dieselbe wesentlich von dem Schiffe und dem ganzen übrigen Domgebäude darin, daß in ihr die Massen herrschen, da sie bestimmt war, Thürme zu tragen, die fünfhundert Fuß sich erheben sollten. Und doch mußte auch sie mit der leicht aufstrebenden Weise des Ganzen zusammenstimmen. In der That — eine Aufgabe, schwierig auch für den genialsten Künstler, wie irgend eine, und doch von dem, der den Plan ent-

warf, und von denen, die ihn ausführten, glücklicher als anderswo gelöst. Denn je größer die Massen, welche nöthig waren, und für deren Größe die Mittheilung genügen mag, daß den Hauptpfeilern zwanzig Fuß im Durchmesser gegeben werden mußte, desto kleinere Glieder ertheilten ihnen die großen Meister und setzten das Leistenwerk so künstlich zusammen, daß es wie aus einem Gusse entstanden, wie von Natur gewachsen zu sein erschien. Um aber die ungewöhnliche Tiefe zu verdecken, welche sich durch den Umfang der Hauptpfeiler für die Bogen, die aus der Haupthalle in die Nebenhalle führen, und für die Fenster ergab, und auch hier den Eindruck der Leichtigkeit zu gewinnen, wurden doppelte Bogen und Fenster angenommen, so daß die Gewände zwar tiefer als im Innern der Kirche, aber doch immer noch flach genug gehalten werden konnten. Auch wurde in diesen Gewänden, in den Fensterstäben, dem kleinen Bogengange und dem unter demselben fortlaufenden Gesimse die Gliederung wie bei den Pfeilern auf das Höchste vervielfältigt. Und damit Alles diesem die Vorhalle auszeichnenden Reichthume entspräche, wurden auch noch theils die vier Seitenbogen der Haupthalle mit Laubwerk und die Thüren der Nebenhallen mit einer durchbrochenen, von den Gewänden in eine Vierung eingeschlossenen Rose, diesem Wahrzeichen der deutschen Baukunst, geschmückt, während die Wand neben und über der Hauptthüre mit Bogenstellungen von hocherhabenem Steinwerk bekleidet werden sollte; theils traten aus den Pfeilern Tragsteine hervor und erhoben sich dünne Säulen vom Boden, um vierzehn Standbilder auf sich ruhen zu lassen, — Bildsäulenschmuck, an dem überhaupt der Dom im Innern wie äußerlich reich ist und noch ungleich reicher zu werden bestimmt war. „Wie aber,“ sagt Boisserée, dem wir bei dieser Schilderung der unvollendet gebliebenen Vorhalle vorzugsweise folgten, — „wie in dem Chor und dem ganzen übrigen Domgebäude, so finden sich auch in der Vorhalle alle Theile mit der höchsten Sorgfalt und Genauigkeit, mit der kunstreichsten Reinheit und Gediegenheit bearbeitet und ausgeführt; ja es erscheint hier wegen der größern Mannigfaltigkeit der

Glieder um so auffallender und trägt nicht wenig dazu bei, das freudige Erstaunen zu erregen, womit der Beschauer beim Anblicke jener vollendeten Hälfte der Vorhalle erfüllt wird, die an ihrer Hauptseite nun schon seit mehreren Jahrhunderten den Unbilden des Wetters Preis gegeben bis in die kleinsten Glieder und Fugen noch so scharf und winkelrecht dasteht, als wäre sie erst gestern erbaut worden. Hätte das Schicksal die Vollendung der so herrlich begonnenen Vorhalle zugelassen, so würde sie alle übrigen Theile der Domkirche eben so sehr übertroffen haben, als diese alle Gebäude ihrer Art weit hinter sich zurückläßt."

Werfen wir nun aber, wie billig, ehe wir zur Erzählung der ferneren Schicksale des Doms übergehen, die Frage auf, woher es denn gekommen sei, daß der Bau von jetzt an aufhörte, daß das herrlich Begonnene und unter den größten Hindernissen so ruhmwürdig Fortgesetzte nicht vollendet ward, ja daß der nichts als, was vom Geiste ist, schonende Zahn der Zeit Jahrhunderte hindurch fast ungestört an diesem Heiligthume nagen durfte, so ließe sich wohl als ausreichende Ursache dieser Erscheinung der Umstand anführen, es sei nach zwei und einem halben Jahrhunderte immer unterbrochener Arbeit endlich doch die Freudigkeit und Lust zur Weiterführung des, wie es schien, nimmer zu endenden Werks gewichen und rücksichtlich desselben eben so bei den Beförderern desselben Abspannung und Unlust eingetreten, wie dies bei dem einzelnen Menschen der Fall ist, wenn er Jahre lang einem großen Unternehmen alle Kraft und Zeit gewidmet hat, ohne damit zum gehofften Ende zu gelangen. Allein damit wäre die Erscheinung nur theilweis, keineswegs aber erklärt, wie es denn kam, daß diese Lust in den nächsten Jahrhunderten nicht wieder erwachte und es erst dem neunzehnten Jahrhunderte vorbehalten blieb, das, woran drei Jahrhunderte fast gebaut hatten, nicht allein vor dem Verfalle zu bewahren, welche drei nachfolgende Jahrhunderte ihm brachten, sondern sogar den Auferstehungsruf an den Weiterbau erschallen zu lassen. Welches nun aber die Ursachen dieser Erscheinung waren, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

---

# Zweiter Zeitraum.

Vom Stillestande des Baues im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bis zur Einweihungsfeierlichkeit des Weiterbaues am 4. September 1842.

## 4.

## Vom Stillestande des Baues im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bis zum Beginne geordneter königlicher Fürsorge für die Erhaltung des Doms im Jahre 1816.

Das Mittelalter mit seinen Einrichtungen und Bestrebungen hatte sich überlebt. Die Morgenröthe einer neuen Zeit war längst vor dem Stillestande des Dombaus angebrochen. Ihr erstes Aufleuchten war die Erfindung des Pulvers um das Jahr 1340; denn aus ihr ging die Veränderung des Kriegswesens mit allen ihren wichtigen Folgen hervor. Der Funken, der die Sonne der neuen Zeit entzündete, fiel gerade hundert Jahre später in die Menschenwelt; — es war die Erfindung der Buchdruckerkunst. Dreizehn Jahre darauf, 1453, eroberten die Türken Konstantinopel; vor ihnen, den Verächtern und Feinden der Wissenschaft, flohen gelehrte Griechen in größrer Zahl nach Italien, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland und bezeichneten ihre Pfade überall mit Spuren des Lichts. Noch aber war das funfzehnte Jahrhundert nicht zu Ende, da hatte im Jahre 1492 Kolumbus den neuen Erdtheil America entdeckt und damit den Aufruf zu neuer Belebung der alten Welt Europas ergehen lassen; — ja, als eben das Leben dieses Jahrhunderts seine letzten Pulsschläge vollbrachte, im Jahre 1498, hatte Vasco de Gama durch Auffindung des Seewegs nach Ostindien dem Strome der Handelswelt mit einem Male eine ganz andere Bahn eröffnet, als die war, auf welcher

bisher die Erzeugnisse der Natur und Kunst umgetauscht worden waren. Darum, wie groß und herrlich auch das Alte theilweis gewesen war, es konnte sich nicht mehr halten, — es mußte Alles neu und Vieles ohne Zweifel besser werden.

Besser werden aber vor Allem mußte es mit der Kirche, die seit einem Jahrtausend immer dunkler von Aberglauben und Mißbräuchen umnachtet, immer tiefer in den Morast unheiligen Lebens versunken war. Auch war längst die Sehnsucht nach dem Bessern rege gewesen und hatte sich schon oft theils in Schriften theils in Losreißung von der verderbten Kirche, zugleich in ernstem Dringen auf Verbesserung der Kirche „an Haupt und Gliedern" kund gegeben. Namentlich war dies letztre auf den großen Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhundert der Fall gewesen, von den Päbsten die Verbesserung auch verheißen, aber die Verheißung nicht erfüllt und so die Noth immer größer geworden. Doch eben wenn die Noth am höchsten ist, ist Gottes Hülfe am nächsten. Am höchsten aber war die Noth, als im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, da Maximilian I. auf dem deutschen Kaiserthrone und Leo X. auf dem Stuhle Petri saß, der Ablaßhandel, dieses Erzeugniß priesterlicher Herrschsucht, Habsucht und Genußsucht, von Bernhard Samson in der Schweiz und von Johann Tetzel in Deutschland mit solcher Frechheit getrieben ward, daß die Erlaubniß zu jeder, auch zur gröbsten Sünde käuflich war. Da nun erbarmte sich Gott seiner Kirche. Auserkoren von ihm trat Luther auf. Der 31. October 1517 war der denkwürdige Tag, seit welchem, von ihm angeregt, der Freiheitskampf begann, wie weder vor noch nach dem sechszehnten Jahrhunderte ein andrer gekämpft worden ist. Denn an diesem Tage Mittags zwölf Uhr, da die Sonne am höchsten stand, schlug er, dem Helden Gideon gleich, zu dem der Herr sprach: „Der Herr mit dir, du streitbarer Held!" — gegürtet mit dem Schwerde des Geistes, an der Schloßkirche zu Wittenberg jene weltberühmten 95 Sätze an, in denen er vor Allem die Verwerflichkeit des Ablasses behauptete, keineswegs

aber schon gegen, sondern noch für den Pabst kämpfte; denn in seinem demuthsvollen Glauben an die Heiligkeit des Statthalters Christi hielt er damals nicht für des Pabstes, sondern für Tetzels Werk allein das höllische Werk des Seelenverkaufs, der mit dem Ablasse in der Christenheit geübt wurde. Die Schläge des Hammers zu Wittenberg aber wurden weithin im deutschen Vaterlande, ja selbst über die Grenzen desselben hinaus gehört. Kein Berg und kein Thal, — kein Wald und kein Strom vermochten ihre Klänge aufzuhalten. Es waren die ersten Hammerschläge zum Weiterbaue des Doms evangelischer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Länger denn ein Jahrtausend war wenig oder nichts für seine Erhaltung geschehen, — der Verfall hatte seine Wohnung immer fester in ihm aufgeschlagen. Jetzt war unter dem Schutze des Königs aller Könige, unter dem Schutze des allmächtigen Herrn Himmels und der Erden, der Grundstein zum Weiterbaue in Millionen Christenherzen gelegt. Sie Alle begrüßten denselben mit Jubel; Tausende eilten herbei, um unter solchem Schutze den Stein zum Steine zu fügen, und bald waren zwei große Steinmetzhütten errichtet, — in der Schweiz unter Meister Zwingli die eine, unter Meister Luther in Sachsen die andre, zwar in Ansichten über Einzelnes zwiespaltig und im Laufe der Zeit selbst zu beklagenswerthem Streite entbrannt, — aber doch beide, wie späterhin in der Ausführung und im Leben, so von Anfang an in ihren Grundsätzen Eins, Eins vor Allem in dem Grundsatze, der Baustoff zu solchem Dome sei allein in der unerschöpflichen Grube des göttlichen Wortes zu brechen.

Aber eben mit diesem Weiterbaue des Doms evangelischer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit mußte der Dombau zu Köln in's Stocken gerathen, der Weiterbau desselben im sechszehnten Jahrhunderte aufhören, — es konnte nicht anders geschehen, als daß die Werkleute an ihm Einer nach dem Andern abgelohnt wurde, — Einer nach dem Andern Meisel und Klöpfel und Hammer aus den Händen legte, — Einer nach dem Andern

davon ging, bis zuletzt drinnen im Baue und außen am Baue eine Todtenstille eintrat, welche nur dann vom Geräusche der Werkzeuge unterbrochen wurde, wenn ein neues Denkmal darin seinen Platz fand oder sonst eine Ausschmückung oder Umgestaltung im Innern des Doms vorgenommen ward. Gelang es ja doch selbst in dem mit Rom und seinen Bestrebungen stets auf das Innigste verbundenen Köln und seinem Erzbisthume den Gegnern der Kirchenverbesserung nicht ganz, durch die strengsten Maßregeln selbst, wie durch Hinrichtung lutherisch gesinnter Prediger und durch Vertreibung der Protestanten das Evangelium mit seinem Einflusse auf die Ansichten von Ablaß, Heiligenverehrung, Priesteransehen und Kirche vor seinen Thoren abzuweisen, — nein es entschied sich nur zu laut die Stimme des Volks in mehr als einem Falle für die Kirchenverbesserung, ja auf dem erzbischöflichen Stuhle selbst fand dieselbe in Herrmann V., Grafen von Wied, Erzbischof von 1515 — 1547, und noch mehr in dem sechsten Nachfolger desselben seit 1577 in Gebhard II., Truchseß von Waldenburg, so eifrige Beförderer, daß der letztre sogar im Jahre 1583 den Augsburgischen Confessionsverwandten freie Religionsübung gestattete, dafür aber auch vom Pabste Sixtus IV. seiner Würde noch in demselben Jahre entsetzt wurde. Angenommen nun aber auch, an Köln und seinem Erzbisthume selbst wäre die Kirchenverbesserung spurlos vorübergegangen, und das Alte hätte seine Herrschaft ungestört fortbehauptet, würde dadurch für den Dombau viel gewonnen worden sein? Nein! Denn überall in Deutschland versiegte plötzlich die Geldquelle, die dem Domschatze vorher aus der gläubigen Annahme des Ablasses und aus der Heiligenverehrung und dem Reliquiendienste, namentlich den Wallfahrten zum Grabe der drei Könige in reichem Maße zugeflossen war; — auch sank das Ansehen der Priesterschaft und mit ihm der Kirche, deren beider Ansehen nun einmal in den Augen der großen Menge unzertrennlich ist, von den höchsten Stufen der Ehre tief, so tief herab, daß es sich theilweis in Verachtung umwandelte; und endlich, als es nun galt, für das Licht oder die Finsterniß, für

Christus oder den Pabst, für Gotteswort oder Menschensatzung sich zu entscheiden, da trennten sich die ohnedies nur locker verbundenen Glieder des deutschen Körpers; bald einig darüber mit ihren Unterthanen, bald uneins, wiederum je nachdem Ueberzeugung oder Vortheil in die Wageschale gelegt wurden, traten die Fürsten entweder auf die Seite des Pabstes und des Kaisers, oder auf die Seite Luthers und seiner Freunde, und buchstäblich ging auch jetzt in Erfüllung, was das Oberhaupt, der Stifter der Kirche, einst sprach: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwerd." — Alles also, was in dieser Zeit für den Dom geschah und geschehen konnte, beschränkte sich auf die Fortsetzung der Bevölkerung seines Innern mit Denkmalen, namentlich verstorbener Erzbischöfe, auf Verschönerung von Einzelnheiten oder sonstige Ausschmückungen, die im Vergleich zum großen Ganzen von wenig oder gar keiner Bedeutung waren.

Indem wir aber von den hierher gehörigen Leistungen nur die wichtigsten hervor heben, führen wir unsre Leser vor Allem in die Drei-Königs-Kapelle, nicht zum Grabmale der drei Könige selbst, hinsichtlich dessen wir auf die nächstfolgenden Seiten verweisen, sondern zu dem Kunstwerke über dem Marmoraltare, der den Raum unter dem Mittelfenster der Kapelle einnimmt. Es ist von reich vergoldeter Bronce, 3½ Fuß hoch, gegen 3 Fuß breit und 1 Fuß tief, und stellt die Anbetung des Weltheilandes durch die drei Könige dar, für welche nicht ein Stall, sondern eine geschmackvoll erfundene Halle zum Schauplatze gewählt ist. In der Mitte dieser Halle sitzt auf einem Throne Maria mit dem Jesuskinde, rechts neben diesem knieend der älteste unter den Königen und hinter ihm die beiden andern stehend, sämmtlich mit ihren Opfergaben, während von der Linken Jacobus herzutritt und der Maria den an einem Betschemel knieenden Stifter des Kunstwerks vorstellt und hinter dem Jacobus ein bartloser Mann, unstreitig Joseph, eine Kerze in der Hand trägt. Der Unterschrift aber und dem darüber angebrachten Wappen zufolge erhielt der Dom diese treffliche Arbeit im Jahre 1516 von Jacob von Croy,

Herzogen von Cambray und Probste im Münster zu Bonn, wahrscheinlich also von demselben, der die Schatzkammer des Doms erbaute, über deren Eingangsthüre Maria und Johannes im Geschmacke des sechszehnten Jahrhunderts stehen. Nicht minder bedeutend ferner ist das ebenfalls dem sechszehnten Jahrhunderte angehörende Grabmal des Erzbischofs Theodorich von Mörs, die aus feinem Sandsteine verfertigte und eben so schön angeordnete als kunstvoll ausgeführte Heiligengruppe, welche wir beim Heraustritt aus der Drei-Königs-Kapelle an der Hinterseite des Hochaltars gewahren. Inmitten zweier Engel, die das Wappen des Doms und des Erzbischofs halten, sitzt Maria mit dem Kinde auf einem Würfel. Zur Rechten bringen die drei Könige ihre Geschenke dar; zur Linken steht Petrus und empfiehlt den vor ihr knieenden Erzbischof dem Schutze der Maria; unter dem Sitze derselben aber sind die Wappen Theodorichs und des Domkapitels mit einer lateinischen Inschrift angebracht, welche seine Tugenden preist, ohne seines kriegerischen Sinnes zu gedenken. Eben so finden wir im hohen Chore rechts und links zwei sich gegenüberstehende Altäre von schwarzem Marmor und Alabaster als Erzeugnisse jener Zeit. Denn Erzbischof Gebhard von Mansfeld, derselbe, unter welchem Mailand im Jahre 1560 vergeblich beim Pabste Pius IV. um Rückgabe der Gebeine der drei Könige nachsuchte, errichtete sie im Jahre 1561 seinen beiden Verwandten und Vorgängern, aus dem Hause der Grafen von Schauenburg, — den südlichen dem Erzbischof Adolph III., Erzbischof von 1547—1556, und den nördlichen dessen Bruder Anton, Erzbischof von 1556—1558. Auch bezeichnet eine hölzerne Inschrift an der in der Vorhalle der großen Sacristei stehenden Säule noch jetzt die Stelle, wo vor der Errichtung dieser Denkmale der Sarg Erzbischof Adolphs sich befunden habe. In derselben Vorhalle aber begegnen wir außer mehreren andren noch insbesondere drei nennenswerthen Erinnerungen aus dem sechszehnten Jahrhunderte. Die eine zeigt sich uns in dem Schnitzwerke der fünf, den Reichthum der Kirchengewänder in sich enthaltenden Schränke, welches zwar

nur von mittelmäßigem Kunstwerthe, aber doch nicht ohne solchen Werth ist. Die andre ist der sogenannte Kreuzaltar, so benannt von seinem aus Holz geschnitzten Kreuze mit dem Heilande in der Mitte der Maria und des Johannes, alle lebensgroß und von einem tüchtigen Künstler ausgeführt. Auf den Flügeln sind Johannes der Täufer und Jacobus, weiter unten die Blutzeugen Stephanus und Laurentius in Goldgrund gemalt. Auch ist die nach der Weise jener Zeit daran befindliche überhangende Laube mit geschmackvollen Leisten eingefaßt und mit einem durchbrochenen Zierkamme geschmückt; allein der Untersatz des Altars ist aus späterer Zeit und der Anstrich nicht passend gewählt. Die dritte endlich ist die hier angebrachte gefällige Kanzel. Vier candelaberförmige Stäbe tragen den Schalldeckel; an dem einfachen Kasten der Kanzel aber erblickt man in erhabenem Schnitzwerke die Apostel Petrus und Paulus und neben ihnen das Wappen des Domkapitels mit der Jahreszahl 1544. Noch einmal aber zum hohen Chore, der Sonne des ganzen Baues, zurückkehrend, bemerken wir, daß auch der Orgelkasten in jener Periode nicht ohne Umgestaltung geblieben ist, denn es findet sich in seinem Schnitzwerke die Jahreszahl 1572.

Doch — wie gesagt, — das Alles und was sonst noch im sechszehnten Jahrhunderte für die innere Ausschmückung des Doms geschah, war im Vergleiche zum großen Ganzen und zum Weiterbaue desselben von wenig oder keiner Bedeutung, die Vernachlässigung aber, welche derselbe nun auch im nächsten siebenzehnten Jahrhunderte erfuhr, um des Zusammenhanges willen mit der vorangegangenen Zeit insofern um so nachtheiliger, als die Aufnahme des Weiterbaues und einer geregelten Fürsorge für die Erhaltung des Gebäudes nun immer schwieriger ward, während die Spuren seines Verfalls sich immer auffälliger zeigten. Zwar — Maximilian Heinrich, Erzbischof von 1650 — 1688, der dritte von den fünf Herzögen aus dem Hause Baiern, deren nacheinander folgende Regierungen fast das ganze siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert ausfüllten, und deren Namen, Würden und

Regierungszeit die Marmortafel zunächst dem Eingange der Drei-Königs-Kapelle aufzählt, faßte den wohlgemeinten Entschluß, den Dombau wieder fortzusetzen und gab sogar dem Jesuiten Crombach, der in den Jahren 1647—1654 seine berühmte Geschichte der heiligen drei Könige schrieb und dazu Behufs des in ihm sich befindenden Risses zum Dome einen Plan desselben vom Domkapitel überlassen erhielt, den Auftrag, jenen Entschluß öffentlich auszusprechen, was dieser auch in der Zueignungsschrift des zweiten Bandes seines Werks gethan hat. Auch wurde nicht allein von ihm selbst, sondern auch von und unter seinen Vorgängern und Nachfolgern für die Ausschmückung des Gebäudes in seinem Innern und namentlich für die Bereicherung der Schatzkammer nicht zu Verschweigendes geleistet. Denn, um auch hier das Werthvollste, aber auch nur dies zu nennen, unter seinem nächsten Vorgänger, Ferdinand von Baiern, von 1612—1650 Erzbischof während der schreckensvollen Periode des dreißigjährigen Kriegs, verfertigte Konrad Duisbergh, ein Kölnischer Künstler, den prachtvollen Sarg, in welchem die Gebeine Engelberts I. oder des Heiligen ruhen. Er wiegt an vergoldetem Silber 149 Pfund, mißt 3½ Fuß in der Länge, 2½ Fuß in der Höhe, über einen Fuß in der Breite und steht in der Mitte der Schatzkammer. In acht Feldern sind auf den beiden Längenseiten acht Hauptbeziehungen aus dem Leben Engelberts dargestellt; links — seine Geburt im Jahre 1185, — seine wegen zu großer Jugend geschehene Ablehnung des Bisthums zu Münster, — seine Einweihung zum Erzbischofe von Köln 1216 und die durch ihn bereits im Jahre vorher vollzogene Krönung Kaiser Friedrichs II. zu Aachen; rechts dagegen Beispiele aus seinem christlich barmherzigen Wirken, — sein Tod 1225, — die Ausstellung seiner irdischen Ueberreste vor dem Domkapitel und die Anerkennung seiner Heiligsprechung auf der Synode zu Mainz, während auf der Verdachung ebenfalls in acht Feldern die wunderbaren Wirkungen der Anrufung Engelberts und der Verehrung seiner Gebeine auf allerlei Kranke zur Anschauung gebracht sind. Wie aber das Alles von massivem und stark ver-

goldetem Silber gearbeitet ist, so auch die Standbilder der zehn Kölnischen Erzbischöfe zu beiden Seiten des Sargs, der Heiland zwischen Petrus und Maternus zu Kopfe, die drei Könige im Augenblicke der Anbetung am Fuße und die vier Evangelisten oben auf der Verdachung, auf der letzten vor Allem aber Engelbert selbst liegend und von zwei Engeln beschirmt. Auch erfuhr nach der noch in ihr befindlichen Steinplatte die nach Engelbert III. so benannte Engelbert's-Kapelle unter demselben Erzbischofe am 7. November 1633 die Veränderung, daß an dem genannten Tage die Gebeine Engelberts aus dieser Kapelle in den Hochaltar übergetragen wurden, so wie der im Jahre 1664 verstorbene Domkapitular und Pfarrer zu St. Johannes, Georg von Eischin am 1. November 1639 den Altar der Stephans-Kapelle errichtete, welchen ein Gemälde von Johann Hülzmann d. Aeltern, die Steinigung des Stephanus darstellend, schmückt, an dem Kunstkenner zwar die dichterische Auffassung des Gegenstandes vermissen, aber desto mehr die künstlerische Ausführung anerkennen. Maximilian Heinrich selbst aber machte sich namentlich durch Dreierlei um die innere Herrlichkeit des Doms verdient. Denn einmal schenkte er der Schatzkammer nicht nur jenen Halsschmuck von Amethisten und Türkisen und den goldnen Blumenzweig mit Blumen und Blättern in Schmelz gearbeitet und mit Edelsteinen besetzt, welche beide sonst das achtzig Pfund schwere silberne Marienbild des Erzbischofs Gero, jetzt aber eine der Monstranzen schmücken, — sondern begabte auch im Jahre 1658 die berühmte große Monstranz mit einem werthvollen Behänge, welche ohne die Fülle der Edelsteine aller Farben und Gestalten achtzehn Pfund an Golde wiegt und jetzt eben so wie sonst nur einmal jährlich außerhalb des Doms vor die Augen des Volks gebracht wird; jetzt am Frohnleichnamsfeste, sonst an dem von Friedrich von Mörs gestifteten feierlichen Umgange um die Grenze der Stadt, am sogenannten Gottestrachtfeste am zweiten Freitage nach Ostern, und zwar damals, weil der Zug die Festungswerke der Stadt überschritt, unter Begleitung von Bürgersoldaten zu Pferde und unter

besondrer Verbürgung des Magistrats für die Sicherheit des reichen Schatzes, über dessen ersten Urheber keine Urkunde vorhanden ist. Sodann war er es, der zur bequemeren Versammlung der Domkapelle die Orchesterbühne um die mächtige Orgel erweitern ließ; — eine Erweiterung, von welcher noch jetzt die beiderseitigen äußern drei Bogenbekleidungen neben den Treppen zeugen. Endlich aber sorgte er auch in Gemeinschaft mit dem Domkapitel für eine würdigere Umgebung derjenigen Stätte, in welcher alle andern Grabmäler und Schätze des Doms, ja gewissermaßen der ganze Dom selbst seinen Halt- und Glanzpunkt gewonnen hat, — des Sarges also der drei Könige in der nach ihnen benannten Drei-Königs-Kapelle. Denn bis auf Maximilian Heinrichs Zeit war dieser Sarg von einem einfachen Eisengitter umgeben gewesen; jetzt erhielt er das kunstvolle tempelartige Gebäu aus verschiedenen Marmorarten zu seinem Schutze, an dessen westlicher nach dem Hochaltare zugekehrten Seite zwischen zwei Säulen eine große Fensteröffnung sich befindet, deren Gitter und Glasscheiben der gläubigen Menge an hohen Festtagen zur Anschauung der hochgeehrten Reliquien geöffnet werden. Ueber der diese Seite einnehmenden Säulenstellung mit ihrem Gesimse ist in halb erhabener Arbeit von carrarischem Marmor die Seele aller Gebilde des Doms, die Ankunft der drei Könige, dargestellt, während an den beiden Enden des die Seite abgrenzenden Dockengeländers die erst späterhin im Jahre 1699 von Michael van der Voorst, einem Künstler aus Antwerpen, von weißem Marmor gefertigten Bildungen des heiligen Felix und Nabor stehen, und auf der Frontspitze zwei weibliche Figuren liegen, die das Wappen des Domkapitels halten. In der Mitte derselben aber befindet sich das Wappen Maximilian Heinrichs, über diesem von vergoldetem Metalle der Stern, der dem Ganzen seine schönste Weihe gibt; und um die Zeit der Entstehung, die Urheber und die Bedeutung des Kunstwerks noch besonders zu bezeichnen, stehen im Friese in lateinischer Sprache die Worte: „Den drei Königen aus dem Morgenlande nach Besiegung des Erdkreises in Erkenntniß

des wahren Gottes vom Domkapitel errichtet." —, auf der Marmorplatte unter der Fensteröffnung ein lateinischer Vers des Inhalts: „Hier ruhen die Körper der heiligen drei Weisen; nichts ist von ihnen geraubt oder irgend anderswo aufbewahrt." —, über dem Opferkasten endlich, welcher sich rechts und links zwischen den Säulen befindet, im Ausdrucke der in der katholischen Kirche Geltung habenden lateinischen Uebersetzung die Stelle des Evangeliums: „Und sie thaten ihre Schätze auf und brachten ihm Geschenke dar!" — In der That aber verdiente auch schon längst der Sarg, der die Gebeine verwahrte, eines solchen Mausoleums! — Denn wie verschieden auch über den Werth dieser Gebeine und aller Reliquien überhaupt der Protestant und der Katholik denkt, ja welch himmelweiter Unterschied zwischen der diesfalsigen Ansicht des gebildeten Katholiken im neunzehnten Jahrhunderte und des Katholiken in früheren Jahrhunderten war, — in Anerkennung von Kunstwerth und Werth des Stoffs stimmen sie doch Alle überein, Alle darum in Anerkennung der Vortrefflichkeit jenes Sargs, dessen Staunen erregender Anblick sich dem Besucher des Doms nach seinem Eintritte in das Innere des ihn umgebenden Raumes darbietet, und von welchem wir nur so viel bemerken, er verdanke seinen Ursprung bereits dem ersten Ueberbringer der Gebeine, Philipp von Heinsberg, und dessen nächsten Nachfolgern, sei 5 ½ Fuß lang, 4 ½ Fuß hoch und 3 Fuß breit und erhebe sich auf einem Untersatze von 4 ½ Zoll Höhe. Silber, Gold, Edelsteine und Perlen, deren letztre beiden zusammen über funfzehnhundert zählen, theilen sich in den Stoff. Darstellungen aus der heiligen Geschichte, unter denen natürlich die der Verehrung des neugebornen Königs der Juden durch die drei Könige und die der Ueberbringung ihrer Gebeine in den Dom nicht fehlen, füllen die Flächen und Bogenräume zwischen den Säulen und sonstigen Bildungen des fügsamen Metalls; Alles aber ist bis zur unglaublichen Vollendung gearbeitet und auch darin die Ehrfurcht der Künstler vor dem Zwecke ihres Werks ausgesprochen. Statt aber schon hier der Beschädigungen zu gedenken, welche dies eben so werthvolle als ausge-

zeichnete Kunstwerk späterhin nach der Einnahme Kölns durch die Franzosen im October 1794 erlitten hat, kommen wir hier auf die bereits früher angedeutete Ausschmückung des hohen Chors durch Aufhängung der acht gewirkten Darstellungen aus der heiligen Geschichte und der kirchlichen Bildersprache über den Wandgemälden hinter den Chorstühlen noch einmal zurück. Denn es sind dieselben ein Geschenk des Cardinals und Fürstbischofs von Straßburg, Egon von Fürstenberg, der sie dem Dome verehrte, als er sich nach dem Tode Maximilian Heinrichs im Jahre 1688 zugleich mit Joseph Clemens von Baiern um das Erzbisthum bewarb. Leider aber haben die Farben dieser sogenannten Gobelins oder Hautelisse-Tapeten unter dem Einflusse der Zeit und der Mittagssonne ihren ursprünglichen Glanz bereits eben so verloren, als dies für das Domgemälde noch zu befürchten steht. Endlich aber müssen wir auch noch der großen Freigebigkeit und Fürsorge in Ehren gedenken, deren sich der Dom Seiten des Domkapitulars Heinrich von Mering I. bis an dessen Tod im Jahre 1700 erfreute. Denn nicht nur machte er demselben mehrere werthvolle Schenkungen, — nicht nur wurde der Erzbischof Maximilian von ihm veranlaßt, statt der zwei hölzernen Standbilder der Maria und des Petrus auf dem Hochaltare zwei andre, eben so wie das des heiligen Engelbert von Alabaster verfertigen und auf seine Kosten den Thronhimmel über den Hochaltar anschaffen zu lassen, — sondern er war es auch, der den Plan zu dem Marmorschmucke des Grabmals der drei Könige entwarf und die Ausführung auf mehrfache Weise, insbesondere durch einen Zuschuß von 500 Gulden, förderte.

Allein wie sehr auch auf diese Weise das siebenzehnte Jahrhundert für Ausschmückung und Bereicherung des Doms Sorge trug, — der Entschluß Heinrich Maximilians kam doch nicht zur Ausführung, ja konnte nicht zur Ausführung kommen. Denn einesmals war die kirchliche Spaltung Deutschlands im vorigen Jahrhunderte jetzt zu jenem blutigen Kriege geworden, der dreißig Jahre lang, von 1618—1648, Deutschland in seinem innersten Herzen zerrüttete. Dann aber begannen auch seit dem siebenzehn-

ten Jahrhunderte die Folgen der Auffindung des Seewegs nach Ostindien, — der Eingriffe ferner, deren sich die selbstsüchtigen Holländer schon seit dem Abfalle der protestantischen Niederlande von dem katholischen Spanien am Ende des Reformationsjahrhunderts in die Gerechtsame der Rheinschifffahrt schuldig machten, — der mehrfachen Auswanderungen endlich, zu denen sich die zahlreichen und gewerbfleißigen Protestanten durch vielfältige Bedrückungen genöthigt sahen, in Veränderung der Handelsverhältnisse und des gewerblichen Lebens in Köln sichtbar zu werden. Der Wohlstand fing an zu sinken; Kölns Blüthezeit war vorüber. Und als nun gar am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in den Jahren 1680—1686 noch einmal die alten Streitigkeiten zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft in hellen Flammen aufloderten, und der Pöbel sich der Herrschaft bemächtigte, da dachte kaum noch Jemand an die Erhaltung des Doms und an seinen Verfall. Trauernd, ein Zeuge der ehemaligen Herrlichkeit der Stadt, auf deren Boden er steht, blickte er auf ihre Straßen hernieder. Wind und Wetter durften ungescheut an seinen Strebepfeilern, an seiner Pflanzenwelt von Stein, an seinem Gethürme und an seinen wundersamen Gebilden die böse Arbeit fortsetzen, deren erste Spur wir allerdings schon im funfzehnten Jahrhunderte finden. Denn damals, am 17. October 1434, fiel, wie eine noch vorhandene Inschrift hoch am Gewölbe der Michaeliskapelle bezeugt, während eines heftigen Sturmes bei Nacht an der bezeichneten Stelle Dach und Gewölbe durchschlagend ein mächtiger Stein herab. Dieser Stein aber war nichts anders als ein Trümmer von einer der vielen, den Chor außen umstehenden Thurm-Pyramiden. Denn eben da, wo der Stein durchgefallen war, ward beim Besuche der zunächst um den Chor laufenden Gallerie eine solche Pyramide vermißt, bis dieselbe am 17. October 1834 von dem jetzigen Baumeister des Doms durch eine neue ersetzt ward. Mit Wind und Wetter aber von außen her vereinte sich im Laufe der Zeit von innen heraus der Rost, der an den zahlreichen Klammern und Zapfen von Eisen sich ansetzend, gleich giftigem Gewürme an

der Wurzel eines hochaufstrebenden Baumes, am Herzen gleichsam des Domes nagte und sein ohnehin theilweis lockeres Gestein von einander sprengend, nicht wenig dazu beitrug, daß derselbe dem achtzehnten Jahrhunderte in hohem Grade krank überliefert ward.

Hätte nun aber nur dieses achtzehnte Jahrhundert dem Dome mehr gebracht, als weitre Bereicherung seines Schatzes mit Kunstwerken und Denkmalen, wie z. B. sogleich in den Jahren 1703—1733 Melchior Paulus jene zehn elfenbeinernen Tafeln der Schatzkammer schnitzte, auf denen mit bewundernswerther Kunst eben so viel Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu dargestellt sind. Wäre es lieber seinem Baue ein helfender Arzt, ein rettender Freund geworden! — Aber nein — im Gegentheil — ein neuer Feind trat gegen denselben auf, — ein Feind, der sich nicht scheute, Hand an die herrlichsten Denkmäler deutscher Kunst im Innern des Doms zu legen, in den Eingeweiden desselben zerstörend zu wühlen. Welches aber dieser Feind war, und welche Herrschaft derselbe über diejenigen sogar übte, in deren Stellung die wärmste Theilnahme an Erhaltung des Doms tief begründet schien, — welche Herrschaft also derselbe auch über die Erzbischöfe übte, ersehen wir scharf ausgeprägt aus dem Verfahren, welches theils Clemens August, während der Jahre 1723—1761 fünfter und letzter Erzbischof zu Köln aus dem Hause Baiern, theils die Nachfolger desselben in Rücksicht auf den Dom beobachteten, wenigstens beobachten ließen. Denn als zuerst Clemens August selbst im Jahre 1738 vom Domkapitel um Geld zur Kostenbestreitung einiger nothwendig gewordenen Reparaturen am Dome angegangen wurde, was that er da? — Er schlug die Bitte ab. Und warum? — Fehlte es ihm etwa an Geld? — Keineswegs! — Denn nicht nur flossen die Einkünfte von einem der reichsten Erzbisthümer und von sieben Bisthümern in seinen Schatz, sondern er besaß auch selbst viel eignes Vermögen. Oder war er kein Beförderer der Kunst, — kein Liebhaber von Bauten, kein Gönner des Doms, kein Freund der Stadt und ihrer Verherrlichung? — Nichts mehr als Alles das. Mit vollen Händen

spendete er, wo es galt die Kunst zu unterstützen; zahlreiche und prächtige Baue, wie unter andrem die der Schlösser zu Poppelsdorf und Brühl, waren seine Schöpfungen; noch zeigt einer der Schränke in der Vorhalle zur großen Sacristei des Doms das Prachtgewand von Silberstoff und Goldstickereien, welches Clemens August bei der Krönung seines Bruders Karls VII. zum deutschen Kaiser in Lyon trug und dem Dome, obschon allein der Arbeitslohn dafür 62,000 Thaler kostete, nachher zum Geschenke machte; und als er starb und der Zug seines Leichenbegängnisses sich nach dem Dome zu bewegte, da „stritten" — wie es heißt — „die unter dem betrübten Schleier verhüllte Majestät, Pracht und Ordnung um die Wette, und hatte das Ansehen, daß die mehresten Herzen derer getreuen Unterthanen wahrlich mit ihrem entseelten Landesvater in das Grab hinabsteigen wollten." So gut, so väterlich gesinnt war er gewesen. Oder endlich — ließen ihn etwa die Kriegsunruhen seiner Zeit nicht zur rechten Theilnahme am Dome gelangen? Auch das nicht; denn von den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts ward Köln wenig oder nicht berührt. Es war vielmehr der allmächtige Einfluß, den Frankreich seit einem Jahrhunderte schon, seit dem westphälischen Frieden im Jahre 1648 und während der nachfolgenden Regierungen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. wie auf Alles in Deutschland, so auch auf seinen Kunstgeschmack und Baustil ausübte. Diesem französischen Kunstgeschmacke mit seinem von Prunkliebe erzeugten Schnörkelwesen aber mißfiel nichts mehr als die Einfachheit und Erhabenheit des deutschen Spitzbogenstils und sein Einfluß auf die bildenden Künste. Was ihm angehörte, war als deutsche Barbarei geächtet, geächtet darum auch der Kölner Dom, dies im reinsten deutschen Stile erbaute Denkmal deutscher Kraft und Größe. Was aber hierbei das Schlimmste, viel schlimmer als die durch diese Feindschaft des Franzosenthums gegen deutsche Weise genährte Vernachlässigung des Doms war, das war der Einfluß, welchen der ausländische Geschmack zu einem bedeutenden Theile auf die Fürsorge äußerte, welche doch nun, von der Noth-

wendigkeit in's Leben gerufen, seit Clemens August Zeiten den ersten Flügelschlag zu neuem Aufschwunge wagte, aber eben um jener Fremdherrschaft willen leider nur zur beklagenswerthesten Verunstaltung des Doms und zwar zumeist des hohen Chors beitrug. Denn, was diese Fürsorge anlangt, so wurden allerdings 1735 von den über der Orgel sonst befindlichen Giebelfenstern zwei vermauert und zwischen den Jahren 1739—1742, wahrscheinlich um die Gewölbe und Dächer vor Schaden zu sichern, mehrere Thurmpyramiden theils ausgebessert, theils abgetragen; auch ward während der Jahre 1748—1751 eine Summe von 4300 Thalern darauf verwendet, das Dachwerk in den vordern Kirchenräumen der jetzigen Bauhalle zu vermeintlicher Verschönerung mit einer Breterverkleidung zu versehen, freilich ohne dabei zu bedenken, einmal wie wenig doch die rundgeschweifte Form der Bogen zum Wesen des Gebäudes passe, und dann, daß die feingearbeiteten Zierrathen an Baldachinen und Laubwerk durch die Aufstellung schwerer Holzstützen nothwendig beschädigt werden mußten; — 1788 endlich, unter dem milden und aufgeklärten Maximilian Franz, Erzherzogen von Oesterreich und letztem Kurfürsten von Köln, ward theils die Ausdehnung des inneren Orgelbaues begonnen, theils die unter Maximlian Heinrich im vorigen Jahrhunderte vorgenommene und unter Clemens August 1730 wiederholte Erweiterung des Orchesterraums durch Wegnahme des Orgelpositivs zweckmäßig fortgesetzt, und zwei Jahre nachher, 1790, in demselben Jahre also, in welchem der daran zu lesenden Inschrift zufolge der Domprobst Graf von Oettingen-Wallerstein die am Fuße des Monstranzgehäuses in der großen Sacristei angebrachte sinnbildliche Verzierung verfertigen ließ, erhielt die außerhalb zum Chore führende Wendeltreppe, so wie der nördliche Giebelflügel eine Verstärkungsmauer. Allein in denselben Zeitraum und zwar in die Regierung Maximilian Friedrich's, Grafen von Königseck-Rothenfels, Erzbischof von 1761—1786, in die Jahre 1766—1770 fallen auch jene groben Versündigungen an der ursprünglichen Schönheit des hohen Chors und seiner nächsten Umgebungen, welche

nie wieder gesühnt werden können, weil sich vernichtete Kunstwerke nicht zu neuem Leben rufen lassen. Denn in Folge der unglückseligen Bestrebungen einiger Mitglieder des Domkapitels, mit dem Innern des Doms gerade so zu verfahren, wie es die Franzosen mit ihren deutschen Kirchenbauten, z. B. der herrlichen Notre Dame in Paris gethan haben, d. h. nichts Andres, als so viel wie möglich den ursprünglichen deutschen Charakter ihnen zu rauben und nach neuem, besseren, französischen Geschmacke umzumodeln, wurden damals nicht etwa nur die Gemälde auf den Chorwänden übertüncht, sondern auch die werthvollen farbigen Scheiben unter dem Laufgange der obersten Fenster im Chore und in den untern Seitencapellen herausgebrochen und an ihre Stelle der größren Helligkeit wegen weißes Glas eingesetzt. Die achtzehn Fuß hohe Mauer ferner, welche den Haupttheil des Chors, das Presbyterium, an den Seiten von den Nebenhallen trennt und an ihrer Außenseite mit reichem Stab- und Bogenwerk verziert, an der innern aber von den Sitzen der Geistlichen in je zwei Reihen eingenommen ist, setzte sich um die Rundung des Chors bis auf jene Zeit in einer durchbrochenen Einfassung von gleicher Höhe und gleichem Stabwerke fort, so daß durch dieselbe der Gottesdienst am Hochaltare aus den Nebenhallen gesehen werden konnte; wie aber noch jetzt auf der Mauer selbst, so lief auf dem obern Rande dieser Einfassung eine zackenförmige Verzierung herum, deren Laubspitzen eine Reihe kleiner Leuchter bildeten und so bei festlichen Gelegenheiten im Kerzenglanze strahlten. Von dem Allen ist nichts mehr zu sehen; denn zu jener Zeit ward ein Eisengitter von sogenanntem Sprengwerk eingespannt, was aber nur geeignet war und ist, die Harmonie der Empfindung beim Anblicke des Chors zu stören. Noch mehr freilich ist diese Störung durch jene Verunstaltung des Hochaltars selbst hervorgerufen worden, die wir schon früher andeuteten. Denn, indem man auf den Gedanken kam, den Ausspruch Salomos Sprüchw. 9. V. 1: „Die Weisheit bauete ihr Haus und hieb sieben Säulen!" hier nicht nur in Marmor einzugraben, sondern auch zu veranschaulichen, und diese Veranschau-

lichung zwei Künstlern, Fayn und Bourenx von Dinant, jenem die Erfindung, diesem die Ausführung übertrug, entstand der gegenwärtige tempelartige Altaraufsatz aus carrarischem Marmor und vergoldeter Bronce, dessen Kuppel auf sieben korinthischen Säulen ruht und an dessen Untersatze auf schneckenartigen Auswüchsen zur Rechten Petrus, zur Linken Maria mit dem Kinde auf dem Schooße sich befindet. Auf der Rückseite, wo sieben Stufen in das Innere führen, ruht im Untersatze, aus weißem Marmor gefertigt, mit zwei Engeln der heilige Engelbert, für dessen Gebeine ursprünglich der mit Glasscheiben verschlossene Raum im Fuße der vordern Ansicht des Aufsatzes bestimmt war. Ward aber von Wilhelm's von Gennep Werke der Hochaltar selbst so verunstaltet, wie hätten dann jene Neuerer ein Gewissen sich daraus machen sollen, die von demselben Wilhelm herrührenden vier Bronceleuchter mit den Kerzen tragenden Engeln zu entfernen und sie mit den tausenpfündigen Candalabern zu vertauschen, welche 1770 in Lüttich gegossen wurden! Damit jedoch die Barbarei des damaligen Kunstgeschmackes ihren höchsten Triumph feire und sich in ihrer ganzen Größe zeige, legte sie auch noch Hand an den schönsten Schmuck des Altarraums, — an die Aufbewahrungsstätte der Monstranz mit dem Leibe des Herrn, das sogenannte Sacramenthaus oder **Tabernakel**, welches wir schon bei der Erinnerung an seine Entstehung im vierzehnten Jahrhunderte das Bedeutendste nannten, was je in seiner Art dem Meisel entsprungen ist. An der Nordseite des Altars, der sogenannten Evangeliumsseite stehend, erhob es sich dort, wo jetzt der Erzbischof seinen Sitz hat, in der größren Bogenstellung der Rundung sechszig Fuß hoch vom Boden bis fast zur Spitze des Bogens in einer auf das Kunstreichste aus Stein geformten Kegelgruppe von Säulen, Bogen, Heiligenbildern in Nischen, Pflanzenbildungen und Thürmen und fesselte jedes Auge, dessen Rahmen sein Bild umschloß. Und dieses Tabernakel nun — es ist unglaublich, aber wahr, — dieses Tabernakel ward mit dem Hammer zerschlagen, seine Trümmer in den Rhein gefahren und außer dem Wenigen, was davon gerettet wurde, den Verehrern

deutscher Kunst nur der Schmerz über diesen Verlust und die Klage gelassen, welche unter Anderm auch vom damaligen Stimmmeister Gruber oder dem Kanonikus Quentel in einem lateinischen Gedichte als: „Abschiedswort des Tabernakels im Dome zu Köln“ ausgesprochen wurde.

War nun aber auf solche Weise Frankreich mit seinem gehaltlosen Kunstgeschmacke schon seit Anfange des vorigen Jahrhunderts zu jenem Feinde des Kölner Doms geworden, dessen Schreckensherrschaft über denselben wir soeben schilderten, so schien es, als sollte gegen Ende des Jahrhunderts dasselbe Frankreich, jetzt aber mit seinen Heerschaaren kommen, um dem Domschatze wie dem Domgebäude den völligen Untergang zu bringen. Denn als nach dem Ausbruche der französischen Revolution im Jahre 1789 und der nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar 1793 erfolgten Vereinigung der bedeutendsten Mächte Europas, unter ihnen auch Preußen, Oestreich und das deutsche Reich, gegen das alles Fürstenrecht vernichtende Frankreich, dieses letztre sich erhob und aufmachte, um Deutschland und seine Verbündeten nach gewohnter Weise in's Antlitz zu schlagen, und nun das Rheinland zunächst Schauplatz der Kriegsunruhen, Köln selbst aber am 6. October 1794 von den Franzosen unter Jourdan in Besitz genommen ward, da war allerdings bereits am 30. September das Domkapitel mit dem Schatze des Doms und dessen wichtigsten Heiligthume, den Gebeinen der drei Könige in ihrem kunst- und werthvollen Sarge, über den Rhein herüber nach Arnsberg, der Hauptstadt des damaligen Herzogthums Westphalen, geflüchtet. Allein einerseits gerieth der Domschatz dennoch in Folge eingetretener Noth eben so wie der Reliquiensarg in die Gefahr, durch theilweisen Verkauf zersplittert und in jedem Falle durch den Transport beschädigt zu werden, — und andererseits blieb immer das Gebäude selbst in den Händen von Feinden und zwar solcher Feinde, die zu allen Zeiten eben so Deutschland und den Zeugnissen seiner Größe wie dem Heiligen abgeneigt waren, niemals aber mehr als in jener Zeit, wo kurz vorher durch einen Nationalbeschluß das

Christenthum förmlich abgeschafft, der Unwille gegen Deutschland aber durch dessen Verwegenheit auf den höchsten Grad gereizt worden war. Waren daher schon damals die Besorgnisse der Kölner und insbesondere des abwesenden Domkapitels für den Dom gerecht und steigerten sich immer mehr, als in den Jahren 1796 und 1797 der Dom zu einem Futtermagazine erniedrigt und die bedeutendsten geschichtlichen Denkmale desselben, wie z. B. die beiden in der vermittelst eines Eisengitters vom Chorumgange getrennten Marienkapelle befindlichen Grabmäler der Erzbischöfe Reinald von Dassele und Friedrich von Saarwerden, auf das Schmählichste verstümmelt wurden, wie hätte dies nicht noch mehr der Fall sein sollen, als nun Köln durch den Frieden von Campo Formio am 17. October 1797 mit der französischen Republik vereinigt und die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an das siegreiche Frankreich im Frieden zu Lüneville am 9. Februar 1801 bestätigt ward; — wie hätte nicht der Besorgniß, den Dom allmählig zur Ruine zusammensinken sehen zu müssen, Raum gegeben werden sollen, nachdem am 8. Juni 1802 alle geistlichen Stiftungen und Klöster für Eigenthum der „großen Nation" erklärt und das Erzbisthum und Kurfürstenthum Köln aufgelöst worden war. Denn ob auch von jener Säcularisation oder Verwendung geistlicher Güter und Besitzungen zu weltlichen Zwecken der Dom selbst und alle Pfarrkirchen ausgenommen waren, so wurden ihm doch ein großer Theil seiner Einkünfte an Zehnten und Zinsen entzogen und die Erhaltung des Gebäudes dem guten, aber in Folge des Kriegs mehr als schwachen Willen des Gemeindevermögens und der Bewohner Kölns und des bisherigen Erzbisthums um so ausschließlicher überlassen, je bestimmter der Bischof Berdolet dasselbe als eine großartige Ruine bezeichnete und dadurch Napoleon's ohnedies ungünstige Stimmung dahin brachte, daß derselbe die an ihn gerichtete Bitte um jährliche Gewährung von 40,000 Francs für Unterhaltung des Doms unberücksichtigt ließ.

Trübe also, so trübe, daß sie kaum trüber hätten sein können, waren die Aussichten, welche das neunzehnte Jahrhundert, das

Jahrhundert der Gegenwart dem Dome eröffnete, nach fünf und einem halben Jahrhunderte Bestehen und dreihundertjährigem Stillestande und Verfalle mit der Wahrscheinlichkeit eröffnete, er würde vergeblich von dem Geschlechte dieser Zeit Hülfe, noch viel vergeblicher Weiterbau erwarten. Aber siehe — wie so oft schlummernde Kräfte im Menschen erst durch die Größe der Gefahr geweckt werden, — wie namentlich das Volk der Deutschen so oft erst recht geschmäht und in seinen heiligsten Gütern bedroht werden mußte, ehe es zum Bewußtsein dessen kam, was es vermag, wenn es ernstlich will, so und nicht anders war es auch hier. Zwar zunächst waren es nur Einzelne, die des Doms und seiner Schätze kräftig sich annahmen; aber es waren zum Theil Männer von Ansehen, von Geltung, die ihre Leuchte auf die Höhe stellten, daß sie weit hin gesehen ward, — die ihre Stimmen auf dem Markte der Welt erschallen ließen, daß sie weithin gehört werden konnten, und auf ihren Ruf kamen bald die herbei, denen die Macht gegeben war, das Eigenthum deutscher Kunst und deutschen Landes zu retten, und wie am Funken der Funke sich entzündet, bis alles zur hellen Flamme wird, so auch nährte sich hier die Begeisterung an der Begeisterung; und mochte es auch geschehen, daß die Flamme derselben unter den Stürmen einer drangsalvollen Zeit nur ganz allmählig emporloderte und mitunter dem Erlöschen nahe schien, immer wieder und wieder ward sie angefacht, bis es jetzt nun dahin gekommen ist, daß sie geschützt von einem mächtigen Könige und von ihm und andern gekrönten Häuptern im großen Bunde mit dem ganzen einigen Deutschland genährt, nicht eher wieder verlöschen wird, als bis das große Werk, dem der Bund gilt, vollendet ist.

Indem wir uns aber zur Erläuterung dieser Worte wenden, mit denen wir das Schicksal des Doms und seiner Schätze im *neunzehnten* Jahrhunderte vom Anfange bis zum Ende desselben zusammenfaßten, und nun zunächst *rückwärts* in die Vergangenheit schauen, *beklagen* wir allerdings mit allen Freunden der Geschichte und insbesondre der Geschichte des Doms den in

jene böse Zeit der französischen Besitznahme fallenden Verlust der bereits von Erzbischof Hildebold begonnenen und bis zum Jahre 1794 zu bedeutendem Umfange angewachsenen Sammlung von Urkunden und Handschriften, welche unter dem Namen des Domarchivs in einem mit der Vorhalle der großen Sacristei durch eine Treppe verbundenen Raume aufgestellt war, nachmals aber theils in Hamburg verkauft, theils von der hessen-darmstädtischen Regierung beansprucht worden ist. Wir beklagen ferner mit den Freunden der Kunst die schon erwähnte Verstümmelung der Grabmäler Reinalds von Dassele, Friedrichs von Saarwerden und andere; die großen Verluste und Beschädigungen, welche außer andern Schätzen der Sarg der drei Könige während der Zeit seiner Flucht erlitten hat; — beklagen endlich mit denselben, daß nicht nur der oben erwähnte Orgelbau damals in's Stocken gerieth, sondern daß auch an dem Sonntage des Jahres 1805, welcher in die Octavfeier des Festes der Erinnerung an die Ueberbringung der Gebeine der heiligen drei Könige fiel, der Gesang und die Musik der trefflich besetzten Domcapelle zum letzten Male vor ihrer Auflösung die klangreichen Räume des hohen Chors durchtönte. Allein — was war das Alles gegen die Theilnahme am Dome, gegen die Fürsorge für denselben, die sich jetzt auf mannichfache Weise zu regen und zu bethätigen anfing, indem das Nationalgefühl unter der Zuchtruthe der Fremdherrschaft aufzuckte und die Stimme kirchlichen Haders unter dem gemeinsamen Leiden schwieg.

Unter Allen aber, deren Verdienste um den Dom wir hier zu rühmen haben, stehen oben an der Scholaster Molinari, der Dompfarrer und bischöfliche Commissarius Marx und der um die Pflege der Kunst in Köln und ihrer Geschichte so vielfach verdiente Prof. Wallraf. Denn die beiden erstren waren es, welche den Dom vor dem völligen Verluste seines Schatzes und der oftgenannten Reliquien mit ihrem Sarge bewahrten, indem jener für Auslieferung der nach Frankfurt am Main gekommenen Stücke des Domschatzes die Verwendung des dortigen französischen Residenten bei Napoleon mit glücklichem Erfolge in Anspruch nahm, dieser aber

den Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt bewog, die Gebeine der drei Könige sicher nach Köln zurückbringen zu lassen. Am 4. Januar 1804 Nachmittags vier Uhr trafen sie von Deutz herüber in Köln ein, zwar der damaligen Verfassung gemäß ohne öffentliche Feierlichkeit, aber doch von den französischen Zollbeamten mit Gewehrsalven begrüßt und nach dem Dome begleitet, in dessen Capitelsaal der mit einer rothsammetnen Golddecke überhangene Sarg unter einem Baldachine von Priestern getragen ward, während die von den Bürgern ohne Rücksicht auf mögliche Verantwortung geläuteten Glocken ertönten. Prof. Wallraf aber hatte nicht nur einen lateinischen Lobgesang für die kirchliche Festlichkeit gedichtet, mit welcher zwei Tage darauf am Dreikönigstage die Wiederkehr der Schutzpatrone der Stadt gefeiert ward, sondern unter seiner Leitung ward auch der bei der Wegbringung aus einander genommene und, wie schon erwähnt, während der Flucht stark beschädigte Sarg von drei Kölnischen Künstlern, Wilhelm Polack mit seinen beiden Söhnen Wilhelm und Anton, bis zum 23. December 1807, nach Möglichkeit wieder zusammengefügt, und die verloren gegangenen Edelsteine durch andre, freilich minder kostbare ersetzt, auch von ihm diese Begebenheit durch eine lateinische Inschrift am Fuße des Sarges der Nachwelt mitgetheilt. Am 8. Januar 1808 aber wurde die neue Gestaltung des Heiligthums nach bis dahin statt gefundener Ausstellung eingesegnet und dasselbe mit den Reliquien seiner früheren Ruhestätte wiedergegeben. Zwar wurde dasselbe späterhin noch einmal beunruhigt, indem die Kostbarkeit des Schatzes einen verwegenen Menschen aus Dülmen trieb, sich desselben in der Nacht vom 18. zum 19. October 1820 zu bemächtigen. Allein, obschon ihm das Wagestück gelang, ward er doch bald entdeckt und der Schatz mit geringem Verluste und von den schon genannten Künstlern noch einmal hergestellt, am 6. Juni 1822 dem Dome wieder einverleibt.

Nicht aber nur erhielt der Dom auf diese Weise eine seiner alten Zierden wieder, sondern wurde auch bald nachher auf Anregung des um diese Zeit zu Köln nebst seiner Gattinn, einer Tochter

Mendelssohns, zur katholischen Kirche übergetretenen Dichters und Schriftstellers Friedrich von Schlegel und der Gebrüder Boisserée mit einer neuen geschmückt, die seitdem ausgebreiteten Ruf erlangt hat. Es ist dies das in der Agnescapelle aufgestellte Dombild, welches Göthe „die Achse der niederrheinischen Kunst“ nennt. Wahrscheinlich in Folge des im Jahre 1396 geschehenen Ueberganges der Herrschaft aus den Händen der Vornehmen in die der Bürger im Jahre 1410 von einem Kölnischen Meister geschaffen, den Wallraf nach einem Zeichen auf dem Bilde selbst Wilhelm Kalf nennt, während Andre den in der Limburger Chronik gerühmten Meister Wilhelm, noch Andre, auf eine Bemerkung in Albrecht Dürers Reliquien gestützt, Meister Steffen für den Urheber halten, fand dasselbe seinen ältesten geschichtlich nachweisbaren Standpunct auf dem Altare der im Jahre 1425 nach Vertreibung der Juden aus Köln auf dem Platze der Synagoge erbauten Senatskapelle. Im Jahre 1636 zum ersten Male erneuert und von da bei der Aufhebung der reichsstädtischen Verhältnisse in ein Gewölbe des Rathhausthurmes geschafft, blieb es hier vor den Augen der französischen Kunstausbeuter verborgen, bis die genannten Kenner deutscher Kunst, von dem eigenthümlichen Werthe desselben ergriffen, die Erneuerung veranlaßten, die ihm seit 1806 durch den Maler Joseph Hoffmann und dann seit 1809 durch den Maler Fuchs zu Theil ward, worauf es dann, von Wallraf mit einer lateinischen Inschrift versehen, unter Zustimmung des Stadtraths nach öffentlicher Weihe am Drei-Königstage 1810 seinen Platz in der Agnescapelle des Doms erhielt. Um nun aber dem Leser den Mangel der eignen Anschauung nur in etwas zu ersetzen, bemerken wir wenigstens so viel: — es gleicht das Ganze nach der Weise älterer Altargemälde einem Schranke mit Flügelthüren; auf der äußern Seite beider Flügel ist die Verkündigung Mariä dargestellt; bei der Oeffnung derselben aber, wodurch das 8 Fuß hohe Gemälde eine Breite von 18 Fuß gewinnt, erblickt der Betrachter auf dem Inneren der Flügel die früheren alleinigen Schutzpatrone der Stadt, — auf dem linken nämlich die heilige

Ursula mit ihren eilftausend jungfräulichen Begleiterinnen, welche im Jahre 284, — auf dem rechten den heiligen Gereon an der Spitze seiner Kriegsgefährten, mit welchen er im Jahre 297 bei Köln den christlichen Märtyrertod erlitten haben soll, — das Haupt- und Mittelstück aber zeigt in einer mit aller Pracht des Mittelalters ausgestatteten und eben so poetisch aufgefaßten als künstlerisch vollendeten Scene die Anbetung des göttlichen auf dem Schooße seiner jungfräulichen Mutter sitzenden und segnend seine Rechte erhebenden Kindes durch die drei Könige des Morgenlandes, so daß, da diesen seit der Ankunft ihrer Gebeine in Köln der erste Rang unter den Schutzpatronen der Stadt eingeräumt worden ist, der Besitz des Dombildes mit dem Sein und Wesen Kölns auf das Innigste verwachsen ist.

Doch — wie wichtig auch die Erhaltung dieser Kunstschätze für den Dom war, — wenig oder nichts würde doch dasselbe zur Erhaltung des Gebäudes selbst beigetragen haben, hätten nicht inzwischen die genannten Männer in Verbindung mit Göthe der altdeutschen Kunst und namentlich der altdeutschen Baukunst so nachdrücklich das Wort geredet, daß der Sinn für dieselbe jetzt wieder zu erwachen begann, hätte nicht namentlich Sulpiz Boisserée dadurch die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf den Kölner Dom gelenkt, daß er bereits im Jahre 1808 sein großes, erst 1823 vollendetes Werk über den Dom vorerst in keiner andern Absicht begann, als in der, der Nachwelt wenigstens ein Bild des Doms für die Zeit aufzubewahren, wo derselbe gänzlich verfallen sein würde. Doch dahin eben sollte es in Folge dessen, was er und diejenigen, welche ihn unterstützten, bereits gethan hatten und noch ferner thaten, so wie in Folge der bald sich ändernden politischen Verhältnisse nicht kommen. Auch fand damals schon die kräftige Verwendung des Kirchenvorstandes so viel Eingang, daß 1807 über die in den nächsten sechs Jahren auszuführenden Reparaturen an den Dächern ein Kostenanschlag gefertigt und nur der sechste Theil der jährlichen Kosten auf die Stadtkasse überwiesen wurde, welche auch von 1809—1814 an 5000 Thaler

dazu lieferte. Zugleich gewährte die Domkirchenkasse einen nicht geringen Beitrag und half es so ermöglichen, daß nicht allein 1812 nach den vom damaligen Domdachdeckermeister gemachten Mittheilungen über vorhandene Risse, welche mit der Ablösung der dem Domhofe zugewendeten Flugelmauer drohten, das Meßglockenthürmchen abgetragen, sondern auch 1813 theils das Blei, welches während der Benutzung des Doms zum Futtermagazine den Rinnen entnommen worden war, wieder ersetzt und eine, wenn auch unvollkommene, doch unter den Verhältnissen immer werthvolle Ausbesserung der untern Glasgemälde durch den Glasermeister Düssel vorgenommen werden konnte.

Unter solchen Umständen nun war das Jahr 1814 und mit ihm das Jahr gekommen, in welchem wie das übrige Deutschland, so auch das Rheinland und mit ihm Köln von dem Drucke und der Schmach der Franzosenherrschaft befreit, Köln aber mit einem Theile des Rheinlandes unter den Scepter gestellt wurde, unter dessen Schutze und Schirme seine Kräfte fortan sich entwickeln, dem Dome aber die Morgenröthe der Sonne königlicher Fursorge aufgehen sollte. Am 14. Januar 1814 eilten die Franzosen aus Köln hinweg und an demselben Tage zogen die Russen durch seine Thore ein. Am 31. März capitulirte Paris; zwei Tage darauf sprach der Senat die Entsetzung dessen aus, der bisher Deutschland unter seine Füße getreten hatte und über Berge von Leichen hinweg und durch Ströme von Blut und Thränen hindurch, unter den Feuersäulen brennender Städte und Dörfer, unter dem Wehklagen von Millionen elend gewordener Menschen zum täuschungsreichen Gipfel der höchsten Ehre emporgestürmt war. Was aber der erste Friede von Paris am 30. Mai 1814 hinsichtlich der preußischen Verwaltung der Länder am Rheine, an der Maas und an der Mosel vorläufig bestimmt hatte, — das bestätigte in Rücksicht auf Köln und einen großen Theil des Rheinlandes der zu Wien vom October 1814 bis zum Juni 1815 versammelte Fürstencongreß im vier und zwanzigsten Artikel seiner Acte — Köln ward an das Herz Friedrich Wilhelms III. gelegt und seitdem eine der angesehensten und

gepflegtesten unter den Töchtern im rheinischen Lande der preußischen Monarchie. War nun aber bereits inzwischen bei Gelegenheit der Vorbereitungen zum festlichen Empfange der heimkehrenden Söhne des Vaterlandes in Darmstadt auf einem Speicher ein höchst wichtiger Fund gethan, — war der ursprüngliche Entwurf zur westlichen Ansicht des nördlichen Hauptthurms des Kölner Doms aufgefunden worden, — hatte bereits mehr als Einer von denen, welchen die Macht begeisterter und begeisternder Rede zu Gebote steht, unter ihnen namentlich der bekannte Görres, in öffentlichen Blättern den Dom als dasjenige Denkmal bezeichnet, dessen Vollendung dazu dienen werde, dem Auslande gegenüber ein weithingeschautes Zeichen für die wieder errungene Freiheit und für die Einigkeit Deutschlands zu sein, — und, was von der höchsten Bedeutung war, hatte der Dom wie in allen Gliedern des königlichen Hauses, so vor Allem in des nun verstorbenen Königs Majestät und an Friedrich Wilhelm dem Kronprinzen eben so kunstsinnige als mächtige und freigebige Beschützer gefunden, — wie hätten nicht die Verehrer und Freunde des Doms den glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft desselben sich schon damals hingeben, wie nicht erwarten dürfen, es werde geschehen, was von nun an wirklich für den Dom — zunächst für seine Erhaltung — bald genug auch für seinen Weiterbau geschah! —

---

## 5.

## Vom Beginne geordneter königlicher Fürsorge für die Erhaltung und Herstellung des Doms seit dem Jahre 1816 bis zur Einweihungsfeierlichkeit des Weiterbaues am 4. Sept. 1842.

Es ist so eben gesagt worden, es sei Köln seit seiner definitiven Vereinigung mit der preußischen Monarchie im Jahre 1815 eine der angesehensten und gepflegtesten Töchter der rheinischen Lande dieser Monarchie geworden. Und allerdings war auch nichts nothwendiger als diese besondre Pflege Kölns. Denn einmal war dasselbe von jeher der Sitz streng römisch-katholischen Glaubens; die neue Regierung dagegen eine eben so streng protestantische, ja die weltliche Stütze des Protestantismus in Deutschland. Dann aber brachte auch dasselbe Köln unvertilgbare Erinnerungen an eine große Vergangenheit mit in die neuen Verhältnisse herüber, die Erinnerung daran zumal, daß es vor noch nicht allzu langer Zeit eine freie Reichsstadt, einst aber eine der mächtigsten unter den freien Städten Deutschlands gewesen sei; — jetzt nun hatte es durch den Umschwung der Dinge seine Macht, seine Freiheit verloren, — die Herrinn war zur Dienerinn geworden. In der That, ein Tausch der Stellung, des Bewußtseins, der wohl im ersten Augenblicke tief, der wohl nachhaltig schmerzen mußte! — Darum, sollte dieser Schmerz getilgt werden, sollte Köln wenigstens allmälig in seine neuen Lebensverhältnisse sich finden und in den-

selben sich glücklich fühlen lernen, so mußte die Fürsorge, welche Friedrich Wilhelm III. den neuerworbenen Provinzen im Allgemeinen und der Rheinprovinz insbesondre zuwendete, im reichsten Maße dem Köln zu Theil werden, von dessen Stimmung nur zu gewiß die Stimmung der ganzen Provinz abhing; — es mußte diese Fürsorge auf irgend eine Weise sich glänzend verherrlichen; — es mußte außer der günstigen Gestaltung aller übrigen Angelegenheiten irgend etwas Besonderes gethan werden, um die Herzen der katholischen Rheinländer von dem landesväterlichen Wohlwollen ihres protestantischen Königs zu überzeugen und durch diese Ueberzeugung zu gewinnen. Wodurch nun aber hätte dies schneller und sichrer geschehen können, als durch sofortige Anordnung einer geregelten Fürsorge für die Erhaltung des Doms, durch eine Freigebigkeit für denselben, wie sie selbst von einem katholischen Landesherrn nicht größer erwartet werden konnte! —

Solche Betrachtungen nun mochten es wohl sein, von welchen ausgehend der nun in Gott ruhende König das Erhaltungswerk des Kölner Doms, dieses Augapfels der deutsch-katholischen Rheinlande, mit der von ihm überall bewährten Thatkraft begann, indem er bereits im Jahre 1816 auf Kosten der Provinzialregierungskasse den ziemlich stark angefaulten Dachverband durch Einsetzung fast lauter neuer Balken und Sparren verbessern ließ, zugleich aber auch den Geheimen-Oberbaurath S c h i n k e l beauftragte, den baulichen Zustand des ganzen Gebäudes zu untersuchen. Dies geschah. Als sich nun aber bei Gelegenheit jener Dachreparatur wie in Folge dieser Untersuchung ergab, es bedürfe das ganze Steinwerk des Doms eine durchgreifende Erneuerung, da ward auf Befehl des Königs nicht nur die nähere Aufnahme des Gebäudes zum Zwecke einer gründlichen Herstellung desselben verfügt, nicht nur ferner im Jahre 1821 dem zur nächsten Leitung der Dombauangelegenheiten besonders angestellten Bauinspector A h l e r t die Anfertigung eines Anschlags der nothwendigsten Arbeiten theils zur Herstellung des Herzustellenden theils zur Abtragung der schadhaftesten Theile aufgegeben, sondern es wurden auch im October

1822 zunächst nur 1500, — das Jahr darauf schon 22,300, — ja unter dem 6. April 1824 für die nächstfolgenden fünf Jahre nicht weniger als 105,000 Thaler aus Staatskassen zur Erhaltung des Doms überwiesen, der Bau aber auch sogleich unter der obersten Leitung des Ministers von Altenstein und des damaligen Oberpräsidenten der Provinz, von Ingersleben, — unter der näheren Beaufsichtigung des Regierungs- und Bauraths Franck zu Koblenz, — und unter der schon bezeichneten nächsten Führung des Bauinspectors Ahlert damit begonnen, daß der Dachstuhl des Chors und die Bleibedeckung seines Dachs gänzlich erneuert, auch ein neues Bleidach über den nördlichen Seitengewölben der vordern Kirchenräume angelegt und die Herstellung der Umfassungsmauern in Angriff genommen ward. Auch war bereits früher am 18. April und wiederholt am 10. Juli 1816 der Domkrahn untersucht und wegen gefährlicher Schadhaftigkeit vom 11.—22. Juli heruntergenommen, unter Vermittelung aber einer vom Stadtrathe veranstalteten Collecte sowohl als einer testamentarischen Schenkung des ehemaligen Bürgermeisters von Köln und nachherigen Unterpräfects von Klespe am 11. September 1819 ein neuer 55 Fuß langer und am untern Ende 17 Fuß breiter Schnabel aufgerichtet worden, indeß gleichzeitig mit diesen Veranstaltungen durch die Nachforschungen Boisserée's außer einigen kleineren Zeichnungen der Entwurf zum südlichen Thurme entdeckt und aus französischen Händen zurückgekauft, damit aber dem Dome ein Dienst geleistet ward, dessen hoher Werth nicht dankbar genug anzuerkennen ist.

Zugleich trat jetzt ein Ereigniß ein, welches der Fortsetzung des begonnenen Werks in hohem Grade günstig war. Es war dies kein andres als die in Folge des zwischen dem Pabste und der preußischen Regierung im Jahre 1821 geschlossenen Vertrags im Jahre 1825 erfolgende Wiederherstellung des Kölnischen Erzbisthums, welche theils durch die am 26. Mai im Dome unter Feierlichkeiten öffentlich ausgesprochene Wiedereinsetzung des Domkapitels, theils durch die ihr am 20. Mai vorausgegangene Uebernahme des Erzbisthums durch den neu erwählten Erzbischof, Fer-

dinand August Spiegel, Grafen zum Desenberg und Canstein, und dessen feierliche Weihe im Dome am darauf folgenden 11. Juni in's Leben trat; — eine Weihe, die eben so wie jene der Wiedereinsetzung des Domkapitels mit allem Glanze des katholischen Cultus und der Theilnahme der Priesterschaft des Erzbisthums und der Stadt umgeben war, bei welcher wir aber freilich nichts mehr vermissen als die lebendige Predigt des göttlichen Worts; — es wäre denn, daß der dabei verkündigte Ablaß die Stelle solcher Predigt versehen hätte. Doch — dem sei hier wie ihm wolle. So viel ist gewiß, daß diese Wiederbelebung des Erzbisthums, so wie die Einführung des neuen Erzbischofs von hoher Bedeutung für den Fortgang der begonnenen Herstellungsarbeiten am Dome war. Denn einmal war es der durch weise Auffassung der kirchlichen Verhältnisse ausgezeichnete Erzbischof Ferdinand August, durch dessen kräftige Fürsprache die Gefahr der Wiedereinstellung jener Arbeiten schnell vorüberging, die ihnen allerdings drohte, als die unterm 27. November 1824 erfolgte Berechnung der Gesammtkosten auf ungefähr 400,000 Thaler durch die Höhe dieser Summe einen abschreckenden Eindruck hervorgebracht hatte und dieser Eindruck durch anderweite ungünstige Urtheile verstärkt worden war. Sodann führte derselbe Erzbischof die schon früher gebräuchliche Kathedralsteuer wieder ein, und eröffnete dadurch der Dombaukasse eine neue und reichliche Quelle. Denn indem dieser Steuer zufolge, jedoch mit Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse der Betheiligten, von jeder Trauung zehn, — von jeder Taufe fünf, — von jeder Beerdigung ein und ein halber Silbergroschen zu Gunsten des Dombaus erhoben werden, kamen durch dieselbe bis heute an 100,000 Thaler ein. Endlich aber — und das ist jedenfalls das Wichtigste — erhielt durch dieses Ereigniß der Dom seine ursprüngliche Würde wieder und es galt nun der Bau nicht mehr allein einem Denkmale der alten deutschen Baukunst, sondern zugleich der katholischen Mutterkirche der preußischen Rheinprovinz, und erweckte somit die Theilnahme seiner Bevölkerung in immer höherem Grade.

Ununterbrochen also schritt der Herstellungsbau vorwärts. Ununterbrochen waren an siebenzig Arbeiter, darunter dreißig bis vierzig Steinmetzen, beschäftigt, theils den begonnenen Bau der nördlichen Umfassungsmauer zu vollenden, theils das steinerne Fensterwerk derselben zu erneuern und dadurch die in ihnen eingerahmten Glasgemälde, deren Ausbesserung gleichzeitig dem Glasermeister Wilhelm Düssel anvertraut war, vor dem Einsturze der ganz verwitterten Einfassungen zu schützen, theils die südliche Kreuzflügelmauer mit ihren beiden großen Fensterconstructionen unter Einführung neuer Fensterrüstungen zu verstärken.

War dies nun aber alles bis zum Jahre 1829 vollendet und hatten bis dahin die Steinmetzen Gelegenheit genug gehabt, in der Kunst ihrer Vorgänger aus den Entstehungsjahrhunderten des Doms sich auszubilden, so konnte nun in der Hoffnung eines günstigen Erfolgs mit der Herstellung desjenigen Theils begonnen werden, dessen Zustand am gefährlichsten, dessen Erneuerung darum am nothwendigsten, zugleich aber auch in künstlerischer Beziehung am schwierigsten war. Es war dies aber der hohe Chor selbst mit seinen das kühne Gewölbe des inneren Chors stützenden Strebepfeilern und Bogen, an welchem nicht weniger als vierzehn Strebesysteme, acht mit vier, sechs mit zwei Bogen versehen, umgebaut werden mußten. Fürwahr ein kühnes, ein gewaltiges Werk! Und doch mußte es unternommen werden und ward unternommen und fortgesetzt, zumal die fortdauernde Freigebigkeit des königlichen Beschützers im ersten Jahre des Beginnens abermals eine Summe von 10,000 Thalern jährlicher Unterstützung auf unbestimmte Zeit verhieß und die Vermehrung der Geldmittel durch Anordnung einer öffentlichen Collecte in Aussicht gestellt ward; und so ward denn, während im Inneren des Chors wiederum die Priester an den Altären dienten und das Reich der Klänge die Fülle seiner melodischen Kinder durch die Hallen entsendete und Beter andächtig auf den Knieen lagen, das Aeußere desselben vom hohen Gerüste umschlossen und rüstig von den Gesellen an seiner Herstellung gearbeitet. Aber siehe — der, der das kühne Werk beginnen half,

unter dessen Leitung dasselbe stand, sollte nicht allzu lange es weiter führen. Denn noch waren nicht mehr als vier Strebewände mit ihren Pfeilern und Bogen an der Südseite des Chors von Süd nach Ost herum ausgeführt, und man eben daran, die Bogen der nächstfolgenden fünften Wand einzuspannen, als der, dessen Verherrlichung auch dieser Tempel dienen soll, der Herr über Leben und Tod den Meister von seinem Werke rief und ihm gebot, von der Arbeit auszuruhen. Ahlert starb, noch nicht 46 Jahre alt, am 10. Mai 1833.

Ward nun aber dem verstorbenen Meister hinsichtlich der Tüchtigkeit des unter ihm Geleisteten mancher Vorwurf gemacht, der Vorwurf namentlich, es seien die früher so reichen Strebewände, die unter seiner Leitung erneuert worden waren, nicht nur vieler wesentlichen Verzierungen an Laubwerk und sonstigem Schmucke verlustig gegangen, sondern überhaupt die ganze Behandlungsweise bei Weitem nicht leicht und gefällig genug, auch suche man vergeblich nach denjenigen Fortschritten in der Nachahmung der ursprünglichen Muster, welche während eines Zeitraums von vier Jahren wohl erwartet werden durften, so galt es allerdings jetzt, nicht nur einen eben so tüchtigen, sondern einen noch tüchtigeren Werkführer zur Fortsetzung des Herstellungsbaues zu gewinnen. Das aber war bald genug der Fall in der Person des Mannes, der noch jetzt mit voller Lebenskraft und ungeschwächter Begeisterung für die Vollendung des erhabenen Baues wirksam ist, — in der Person des jetzigen Dombaumeisters Zwirner, welchem zum guten Zeichen für seine Thätigkeit die Leitung am 14. August 1833, an demselben Tage also übertragen ward, an dem einst der erste Stein zu dem Wunderbaue der Erde übergeben worden war. Freilich kannte derselbe seinem eignen Zeugnisse zufolge den Dom bis dahin nur aus den Boisserée'schen Abbildungen und ahnte nichts von den unzähligen darin aufgestellten Nothstützen, welche den Einsturz der schlechten Dächer über den zu Steinmetzhütten und Steinlagern herabgewürdigten Kirchenräumen verhüten sollten. Allein eben, je betrübender der Eindruck war, welchen der höchst verwahrloste

innere Zustand des Doms auf den neu berufenen Meister machte, desto lebendiger erglühte in seiner Seele der Entschluß, sich mit aller seiner Kraft dem ihm anvertrauten Werke hinzugeben und Alles aufzubieten, dasselbe eben so sicher als rasch dem Ziele zuführen zu helfen, welchem jetzt immer mehr Herzen freudig entgegenschlugen.

Sichtbar genug aber und augenscheinlich zeigte sich die Wahrheit und Kraft dieses Entschlusses in der Weise, in welcher Zwirner den Herstellungsbau des Strebewerks am hohen Chore vom fünften Pfeiler an, dessen beide Bogen in der Zeit zwischen seines Vorgängers Tode und seinem Amtsantritte eingewölbt worden waren, immer weiter von Süd nach Ost herum der Nordseite entgegen fortsetzte. Denn nicht nur etwa ging der Bau rasch, so rasch vorwärts, daß bereits bis zum Jahre 1837 die zehnte Strebewand vollendet war und nun zugleich an die 65 Fuß hohe südliche Umfassungsmauer der Seitenschiffe mit ihren wasserspeienden Thiergestalten und fein angelegten Gallerien, deren sinnreiche Anordnung das Ganze eben so ziert, als sie den Besuch auf der Höhe des herrlichen Denkmals sichert und verschönert, Hand angelegt werden konnte, — keineswegs — vielmehr, indem er den Grundsatz aufstellte und festhielt, die Herstellungsarbeiten am hohen Chore streng im Charakter und Geiste der Alten auszuführen, zog gar bald und je länger je mehr der Geist der Alten in die neue Steinmetzhütte ein und goß seine Weihe über die Werkleute aus; immer mehr lösten sich darum jetzt die Massen in gefällige Formen auf, — immer vollendeter traten die ursprünglichen Laubverzierungen und zierlichen Pyramiden wieder in's Leben, — immer leichter stieg und wölbte sich jetzt das belebte Gestein empor.

Aber Herstellung des Vorhandenen erschien ihm doch immer nur als halbes Werk und das Stehenbleiben auf halbem Wege um so bedenklicher, als auch das Hergestellte nur erst durch Ergänzung des Fehlenden, insbesondere des nach Westen hin Fehlenden vollkommene Sicherstellung für die Zukunft erhalten könne. Weiter-

bau also schien ihm das Losungswort zu sein, unter dessen Schutze allein das rechte Heil für den Dom zu erwarten sei. Daher hatte er kaum sein Amt übernommen, als er sofort eine Skizze seines Projects entwarf, welches dahin ging, die Seitenschiffe ganz einzuwölben, die Seitenportale mit jenen gleich hoch aufzuführen und das Mittelschiff bis zu der Höhe fortzusetzen, in welcher die obern farbigen Chorfenster stehen, so daß die darunter befindliche Chorgallerie zur Beleuchtung des Mittelschiffs dienen und einen angemessenen Abschluß unter einer hölzernen Decke bilden sollte; eine Skizze, welche er auch schon am 27. October 1833 Sr. Majestät dem jetzt regierenden Könige, damaligen Kronprinzen, vorzulegen die Ehre hatte. Durfte derselbe aber seitdem den sanguinisch'sten Hoffnungen für die Vollendung des Doms sich hingeben, so arbeitete er nun mit desto größrer Liebe an dem vollständigen Plane seines Entwurfs, und hatte die Freude, denselben vom Oberbaudirector Schinkel, dem er schon im Frühjahre 1834 zur Prüfung übergeben ward, mit Wärme aufgenommen und nur dahin erweitert zu sehen, daß das Mittelschiff die vollständige Höhe des Chors erhalten, zur Verminderung der Kosten aber nicht nur das Gewölbe weggelassen, sondern auch nicht in das Einzelne der Architectur eingegangen werden sollte. Nichts desto weniger jedoch blieb der Weiterbau liegen, da trotz dieser Ersparniß die Kosten noch immer viel zu hoch erschienen, während der Herstellungsbau des hohen Chors immer weiter vorwärts schritt, zugleich aber auch sich die erfreuliche Aussicht eröffnete, dem Chore einen Schmuck wiedergegeben zu sehen, welchen er lange entbehrt hatte. Es waren dies die zwölf Posaunen-Engel von je sechs Fuß Höhe in den zierlichen Baldachinen auf der Höhe der östlichen Seite des Chors, welche, von weicherer Steinart gebildet, bei ihrer freien Stellung unter dem Einflusse des Wetters großentheils in Staub zerfallen, doch so wesentlich zur Vorderansicht des Ganzen mitzuwirken berufen sind. Denn als im Herbste 1834 Frau Mertens, geb. Schaaffhausen, eine für Kunst und Wissenschaft sich interessirende Kölnerinn, in Gemeinschaft mit dem Führer des Baues

das Gerüst bestieg, um des hohen Genusses sich zu erfreuen, den der Blick von der Höhe des Doms auf den Dom selbst und weithin gewährt, und bei dieser Gelegenheit vernahm, wie zwar die Herstellung der Baldachine genehmigt, die der Standbilder selbst dagegen aus nothwendigen Rücksichten auf die Mittel zum Baue versagt worden sei, — da faßte in ihrem Herzen der Entschluß Wurzel, durch freiwillige Beiträge die 1800 Thaler betragenden Kosten zur Erneuerung der Standbilder aufzubringen. Und was sie sich vorgenommen hatte, führte sie wenigstens so weit aus, daß durch ihre Vermittelung nahe an 1400 Thaler eingingen, und damit die Kosten zu neun Statuen ziemlich gedeckt wurden. Waren aber bis zum Jahre 1837, vom Bildhauer Imhoff gefertigt, deren bereits drei in den südlichen Baldachinen aufgestellt, so war auch dieser Schmuck ein neues Zeugniß für die Freigebigkeit des königlichen Hauses, dessen Mitglieder allein mit 900 Thalern bei jener Sammlung sich betheiligt hatten.

Wohl nun mochten für diese Freigebigkeit nicht nur, sondern im Allgemeinen für die Sorge, welche Friedrich Wilhelm III. seit 1816 dem Dome zugewendet hatte, Viele fürchten, als am 20. November 1837 jenes Ereigniß eintrat, welches neben dem hannöverschen Patente vom 1. November desselben Jahres aller Augen auf sich zog. Wir meinen die wegen priesterlicher Nichtachtung der preußischen Landesgesetze hinsichtlich der gemischten Ehen und des erzbischöflichen Verhältnisses zur Universität Bonn erfolgte Amtsenthebung des Erzbischofs Clemens August Freiherr von Droste-Vischering, Inhaber des erzbischöflichen Stuhls seit 1836. Aber nein! — Die königliche Großmuth blieb sich gleich. Zum Zeugnisse aber, daß sie sich gleich geblieben sei, kam im nächsten Jahre 1838, da nun die Herstellungsarbeiten einerseits immer mehr ihrem Ende sich nahten, andrerseits der Zustand der vordren Dächer immer mehr einen Beschluß über den ferneren Bau erheischte, der mehrfach genannte Gönner des Dombaus, Schinkel selbst nach Köln, untersuchte von Neuem den Zustand des Doms, überzeugte sich an Ort und Stelle, daß bei der sehr feinen Architectur der vorhandenen Theile mit

einem Rohbaue nicht gut fortgefahren werden könne, und erklärte sich mit Zwirner dahin einverstanden, daß, wenn der Ausbau zu Stande kommen sollte, jedenfalls, zwar mit Vereinfachung der Einzelnheiten, aber im Ganze im Stile des Vorhandenen fortgefahren, auch das Gewölbe des Mittelschiffs unter Hinweglassung der Strebebogen mit unterbauten Pfeilern nach dem Vorbilde der zwischen den obern Thurmfenstern befindlichen eingewölbt werden müsse. Allein auch jetzt blieb die Ausführung des Planes wegen der Größe der Kosten vorläufig bis auf Vollendung des Herstellungsbaues ausgesetzt. Es war, als sollte, als müßte das Größre, der Weiterbau des Doms, einem neuen Zeitabschnitte in der Geschichte Preußens, demjenigen Zeitabschnitte aufbehalten werden, dessen Ahnung Alle die sich hingaben, vor deren Blicke in die Vergangenheit die Zahl vierzig seit zwei Jahrhunderten schon als eine für das Regentenhaus Brandenburg und Preußen höchst verhängnißvolle erschien. Denn 1640 war Georg Wilhelm gestorben und Friedrich Wilhelm der große Kurfürst ihm gefolgt; — 1740 hatte Friedrich Wilhelm I. die irdische Krone mit der himmlischen vertauscht und Friedrich der Große den preußischen Königsthron bestiegen; — kein Wunder darum, wenn man fragte: „Wird das Jahr 1840 an Thron und Land ohne solchen Wechsel vorüberziehen?" — kein Wunder, wenn diese Frage jene ängstliche Spannung, welche jeder bedeutungsvolle Wechsel in den Gemüthern vor seinem Eintritte erzeugt, immer mehr hervorbrachte, je näher das Jahr 1840 kam.

Und in der That, — noch war seine erste Hälfte nicht entschwunden, — kaum der Tag vorüber, an welchem der Grundstein zum Denkmale Friedrichs des Großen in Berlin gelegt wurde, wenige Wochen auch erst verflossen, seitdem Altenstein, der treue Rathgeber des Königs, der wohlwollende Gönner des Kölner Dombaus verschieden war, — da ward auch Friedrich Wilhelm III. zu seinen Vätern versammelt. Es war am 7. Juni Nachmittags 3½ Uhr, als der geliebte König zum Schmerze seines erhabenen Hauses, zum Schmerze seines ganzen Landes entschlief, und nun

Friedrich Wilhelm IV. den Thron seiner Väter bestieg. Eingetreten also war der geahnete Wechsel; — ein neuer Zeitabschnitt begann in der Geschichte Preußens, wesentlich in Vielem von der vorangegangenen Zeit verschieden; — ein neuer Zeitabschnitt zugleich für die Verhältnisse Kölns, das jetzt gerade das erste Vierteljahrhundert seiner Lebensgemeinschaft mit Preußen verlebt hatte, — ein neuer Zeitabschnitt insbesondre für den Kölner Dom, dessen Weiterbau von nun an auf das Kräftigste vorbereitet, auf das Entschiedenste gehofft ward.

Diese Hoffnung aber täuschte Keinen unter denen, deren Herzen ihr Stern gleich dem Sterne der Weisen dem Dome selbst heiter entgegenstrahlte. Zunächst freilich ward im Laufe des Jahres 1841 die Herstellungsarbeit am Aeußern des hohen Chors so weit vollendet, daß dasselbe in seiner alten Herrlichkeit wieder erschien, indem bis dahin die Einwölbung des letzten Strebebogens auf der Nordseite statt fand, während auch die Umfassungsmauer der Seitenschiffe mit ihren Gallerieen und Baldachinen gründliche Reparatur empfing. Auch wurde gleichzeitig an der Erneuerung des Chors in seinem Innern gearbeitet. Die in Folge fehlerhafter Steinconstruction abgetrennten Säulen der Gewölbepfeiler erhielten ihre dauerhafte Befestigung wieder: die beschädigten Gewölbe wurden ergänzt und neu überputzt; die ausgebesserten Steinmassen bekamen ihren ursprünglichen Farbenton und die architektonischen Uebergänge in den Gesimsen und Capitälen der Säulen wurden nach dem Vorbilde der Alten auf rothem Grunde vergoldet, dadurch aber in jenen Einklang mit der Farbenpracht der obern hergestellten Fenster gebracht, dessen sie rücksichtlich der dreißig kolossalen Engelbilder in den Bogenwinkeln noch harren. Allein noch waren diese und andre Verschönerungen des Innern, wie namentlich die Erneuerung der Standbilder der Apostel durch den Bildhauer Johann Stephan, und die Instandsetzung der Grabmäler in den Seitenkapellen durch Christoph Stephan, so wie die Stilisirung der Orgel im Charakter des Gebäudes theils noch im Werden, theils noch nicht oder nur eben erst verfügt und jenes äußre

Herstellungswerk vollbracht, als mit dem Gruße des neuen Jahres 1842, nachdem das alte Jahr der Ausgleichung der erzbischöflichen Angelegenheit durch vielfache Verhandlungen zwischen der Regierung und dem päbstlichen Stuhle bis fast zur Beendigung in die Hände gearbeitet hatte, die Kunde erscholl, Sr. Majestät der König habe durch Kabinetsordre vom 12. Januar den Ausbau des Kreuzschiffes und der nördlichen und südlichen Portale mit Zugrundelegung des letzten Entwurfs von 1838, also ohne Strebebogen, anbefohlen, zugleich aber auch eine Summe von jährlich 50,000 Thalern zu diesem Weiterbaue des Doms angewiesen.

Mit diesem Befehle aber war es nicht anders als wie mit einem zündenden Funken, der in ein unbegrenztes und unermeßliches Gebäude voll Brennstoffs fällt und man konnte von demselben mit Schiller von Wallenstein sagen: „Und wie des Blitzes Funke sicher, schnell geleitet an der Wetterstange läuft, herrscht sein Befehl von einem Pol zum andern.“ Denn es stand mit einem Male Deutschland von Ost bis West, von Nord bis Süd in Flammen, in Flammen der Begeisterung für Theilnahme an dem großen Werke, das zu Köln vorbereitet ward, in um so helleren Flammen, je länger und je wärmer schon viele Herzen für dies Werk erglühten. Daß dies aber der Fall war, dafür zeugt, daß schon im vorigen Jahre ein Verein von Dombaufreunden in Stuttgart zusammengetreten war und eine Ladung roher Steine auf seine Kosten den Rhein hinab nach Köln hatte bringen lassen, damit aus seiner Sendung von den drei ganzen und zwei halben Fenstern an den südlichen Seitenschiffen der vordern Kirchenräume zwischen dem Queerbaue und dem südlichen Thurme eins der ersteren erbaut werden könne, wie denn auch dieselben bereits im vergangenen Winter behauen worden sind; — dafür zeugt insbesondere, daß in Köln selbst ein Central-Dombau-Verein sich bildete, dessen Statuten bereits am 8. December 1841 die königliche Genehmigung erhielten, und somit allen den Vereinen, deren Gründung man erwartete, ein Herz gegeben ward, von

welchem aus sie alle Leben empfingen und nach welchem hin alle Einzelnkräfte zusammenströmten, um sein Leben zu erhalten und zu mehren. Denn allerdings, — soll das Werk hinausgeführt werden, soll der Tag kommen, da der Dom vollendet steht, — so bedarfs der Mitwirkung des ganzen deutschen Vaterlandes, — der Mitwirkung aller der Millionen, die den Eichstamm des großen herrlichen Volkes bilden. Es muß ein Scherflein dazu beitragen, wer da kann, damit, wie die nahe an 350,000 Thaler, welche die Herstellung gekostet hat, gedeckt worden sind, so auch die funf Millionen aufgebracht werden, welche die Vollendung noch kosten wird. Fragen wir nun aber, wie es geschehen sei, daß so bald mit dieser allgemeinen Theilnahme ein so guter Anfang gemacht worden ist, als der Augenschein lehrt, woher es gekommen, daß in dem Augenblicke, wo von Köln aus der alte Hader des kirchlichen Bekenntnisses in so feindseliger Weise wieder angeregt worden war, nicht allein Katholiken deutsch-kirchlicher Gesinnung, nein auch Protestanten in großer Zahl, — nicht allein Unterthanen der preußischen Monarchie, — nein viele Deutsche aller Länder, so weit nur die deutsche Zunge klingt, dem Weiterbaue des Kölner Doms ein Herz voll lebendigen Interesses zugewendet haben, — so sehen wir darin einmal die Macht des Einflusses geoffenbart, welcher in Deutschland stets von den Fürstenthronen auf die Volksherzen ausströmte, — dann aber auch auf der einen Seite den Seegen des großen Verbandes, der die Schlagbäume niederriß, die sonst den Handel hemmten, — und der Verbindung, in welche das sonst Entfernte durch die Eisenbahnen gebracht worden ist, — auf der andern Seite zugleich eine schöne Frucht des großsprecherischen Kriegsgeschreis, das von Frankreich her auf kurze Zeit zu unsren Ohren drang. Denn da erwachte Deutschland wieder aus seinem Schlummer; es fühlte sich Eins gegenüber dem verächtlich auf uns blickenden Feinde; es schloß einen neuen herrlichen Bund, und als die Gefahr wie ein blitzloses Gewitter vorübergegangen war, — da blieb es Eins und ward immer mehr Eins in dem Bestreben, dem Vaterlande durch den Kölner Dombau am Rheine

ein Denkmal zu setzen, dessen Anblick noch nach Jahrhunderten seinen Feinden Ehrfurcht vor, — seinen Söhnen Liebe zu dem deutschen Lande verkündigen sollte.

Während nun aber alle diese Ursachen zusammen wirkten und nicht nur Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV., wie das ganze Dombauwerk unter seinem Schutze stand, so auch den Kölner Dombauverein unter sein hohes Protectorat nahm, sondern auch diese allgemeine deutsche Angelegenheit gar bald des besondern Wohlwollens eines andren gekrönten Hauptes, Ludwigs von Baiern, sich erfreute, so regte sich auf die mannichfachste Weise, zumeist allerdings am Rheine und in Preußen, aber auch sonst überall in Deutschland, ja sogar über die Grenzen desselben hinaus, die Theilnahme an dem, was bereits zur Sache des Volks geworden war und es immer mehr zu werden versprach; — es war eine Bauhütte gegründet, deren Meister Friedrich Wilhelm IV. im Bunde mit Baierns Könige, — deren Werkgesellen viel tausend Söhne des deutschen Volks unter Theilnahme viel edler Töchter desselben sind. Vor Allem nun gab sich dies kund in dem geschäftigen Zusammentreten von Dombaufreunden und Dombauvereinen, deren letztrer Zahl von Woche zu Woche stieg und bis jetzt schon über siebenzig angewachsen ist. Heben wir aber außer dem schon genannten Centralvereine in Köln selbst, dessen Angelegenheiten seit dem 31. März d. J. von einem aus vierzig Mitgliedern zusammengesetzten Vorstande, gegenwärtig unter dem Ehrenvorsitze des erzbischöflichen Coadjutors Herrn Erzbischofs Johannes von Geissel und den Stadtrath, Herrn Heinrich von Wittgenstein an seiner Spitze, geleitet und auf dem großen Rathhaussaale zu Köln berathen werden, einige unter ihnen heraus, so nennen wir ihres Ansehens wegen den Verein zu Berlin und den Magdeburger Centralverein für die Provinz Sachsen, von denen jener bereits am 17. Februar gegründet ward, dieser am 27. Juli in's Leben trat; — als Beispiele dagegen für den Anklang, welchen das großartige Unternehmen theils unter deutschen Künstlern und Literaten im Auslande, theils unter den Füh-

rern des jüngeren Geschlechts unseres Vaterlands und bei diesem jüngeren Geschlechte selbst gefunden hat, bezeichnen wir auf der einen Seite die Vereine zu Rom und Paris, auf der andern Seite den in Schulpforte, dieser alten Pflegerinn der Humanität, wo sich Lehrer, Beamte und Schüler verbunden und am 24. Februar einen Beitrag von 70 Thalern mit der Verheißung jährlicher Erneuerung dieser Gabe an den Centralverein abgesendet haben, wie wir denn auch hier nicht unerwähnt lassen können, daß die Zöglinge des Vitzthum-Blochmannschen humanistischen und Realgymnasiums in Dresden, „von dem durch's ganze deutsche Vaterland gehenden Streben, das herrlichste und großartigste Denkmal alter Baukunst zu vollenden, gemeinsam ergriffen und begeistert," eben so wie es in anderen namentlich rheinischen Bildungsanstalten geschehen ist, eine Sammlung unter sich veranstalteten, als deren Ergebniß die Zöglinge Neumann, Zschille, Götz, von Mutius und von Burgk im Namen ihrer Commilitonen am 9. Juni 60 Thaler nach Köln abgehen lassen konnten. Sprach sich nun aber in diesen und vielen andern Vereinigungen und Sammlungen in den verschiedenartigsten Lebenskreisen, mehrfach auch unter den Frauen, die ja immer in Deutschland das Große und Herrlichste pflegten, eine Begeisterung aus, wie sie in der Geschichte unseres Vaterlands zu gleichem Zwecke beispiellos ist, darum denn ihre Flamme auch nur für eine kurze Zeit von der Brandfackel Hamburgs und von den zahlreichen Feuersäulen überstrahlt werden konnte, die seit dem Hamburger Brande den Himmel geröthet haben, so war dies nicht minder in den Vergünstigungen der Fall, deren die Dombauangelegenheit theilhaftig wurde, und zu denen namentlich die Portofreiheit durch den ganzen Preußischen Staat gehört, — nicht minder aber auch in den Spenden, welche viele Einzelne aus dem Schatze ihrer Thätigkeit opferten. Dichter, Schriftsteller, Componisten, wie Freiligrath, Duller, Nicol. Becker, Prof. Heinsius in Berlin, Prof. Bauer in Stuttgart, Kreissecretär Wamich in Geilenkirchen, Görres, Paul Lütgen, Conradin Kreutzer und Andre dichteten.

schrieben und componirten theils unmittelbar zu Ehren des Doms oder des Dombaus und überwiesen den Ertrag ihrer Geistesproducte der Dombaukasse, theils thaten sie wenigstens dies Letzte. Dieselbe Theilnahme bewiesen auch in verschiedener Weise Künstler verschiedener Gattung. So wurden mehrere Ansichten des Doms gezeichnet und gestochen, wie von Gerhard in München, dessen Zeichnung Poppel, und von Wegelin in Köln, dessen Zeichnung Rouarge stach. Der Hofconditor Mosler in Köln führte das Modell des vollendeten Doms in einer Höhe von drei Fuß plastisch in einer so befriedigenden Weise aus, daß die zum Besten der Dombaukasse veranstaltete Schaustellung desselben bereits ziemlich einträglich geworden ist, wie dies in ähnlicher Weise, doch von sechs Fuß Höhe und zerlegbar, auch der Buchbindermeister Karl Schropp in Erfurt gethan hat. Eben so überließ der Maler Meister dem Vereinsvorstande in Köln eine Anzahl Loose zu einer von ihm veranstalteten Gemäldeausspielung und brachte denselben so in den Besitz seiner werthvollen Leistung — in den Besitz der „Löwenjagd", während Frau Wittwe Wolf in Honnef mit einer trefflichen Arbeit von Papier-Mosaik auf gleiche Weise verfuhr. August Lewald aber, der bekannte Belletrist, in Verbindung mit den Besitzern des artistischen Instituts in Karlsruhe bot bereits den Dichtern, Schriftstellern, Componisten und zeichnenden Künstlern in seinem 1843 zum ersten Male erscheinenden Taschenbuche unter dem Titel: „Dombausteine" eine fortwährende Gelegenheit an, den Bau fördern zu helfen. Was aber diese alle und Andere, namentlich Musiker, durch Aufführungen und Aufforderungen zu musikalischem Wirken für die Dombaukasse durch ihre Leistungen bewerkstelligten, das thaten wieder Andere durch Vermächtnisse und sonstige Schenkungen. Denn während von allen Seiten Beiträge an Geld gespendet wurden, vermachte unter Andrem der Domprobst und Weihbischof Freiherr von Bayer der Dombaukasse ein Legat von 2000 Thalern; ein merkwürdiges Geschenk aber ging dem Berliner Dombauvereine von Magdeburg aus mit der Bestimmung zu, dasselbe zu verkaufen und den Erlös in die Kasse

des Vereins fließen zu lassen. Es war dies aber — ein Verlobungsring Luthers. Luther selbst also sollte am Kölner Dome bauen; — er, durch dessen Einfluß der Dombau in's Stocken gerathen war, er sollte jetzt diesen Bau fördern helfen! Fürwahr — eine der interessantesten Erscheinungen in der neuesten Geschichte dieses Baues und hoch anzuschlagen, wenn sie dem Geiste der Duldung entsprungen ist, die den alten Haß in unergründliche Tiefen begraben und denselben Geist in die Mauern des Doms zu Köln mit einbauen möchte. Ein Werth, dem selbst der Umstand keinen Eintrag thun kann, daß bei näherer Prüfung der Ring als unächt sich erwiesen, damit aber auch die Hoffnung sich zerschlagen hat, eine hohe Person werde ihn für hohen Preis erkaufen. Denn nie der Erfolg, sondern stets die Gesinnung, aus der sie kamen, bestimmt den Werth unsrer Handlungen.

Lebendig genug also ging es auf dem großen Gebiete der Thätigkeit für den Weiterbau des Doms her; lebendig genug auch zugleich auf dem Bauplatze selbst, wo im Juli bereits 253 Arbeiter, unter ihnen 114 Steinmetzen beschäftigt waren, Vorbereitungsarbeiten zum Weiterbaue zu treffen und diesen in Angriff zu nehmen, so weit es ohne Legung des Grundsteins dazu am südlichen Portale geschehen konnte; lebendig genug endlich auch in den Steinbrüchen am Stenzelberge im Siebengebirge und in den Lavagruben zu Niedermendig bei Andernach, die jetzt ausgebeutet zu werden begannen. Inmitten Alles dessen aber traf am 25. Juni das vom 17. Juni datirte Rescript des Ministers von Eichhorn Exc. beim Verwaltungsausschusse des Vereinsvorstands ein, in welchem derselbe dem Ausschusse eröffnete, wie es Sr. Majestät Wille sei, einmal, daß unter einem jährlichen Zuschusse von 10,000 Thalern auch die beiden Thürme des Doms und zwar zunächst der nördliche gebaut werden, dann aber auch während Sr. Majestät bevorstehender Anwesenheit in Köln entweder am 1., oder wenn wegen des dabei abzuhaltenden Hochamtes ein Sonntag gewünscht werde, am 4. September die Feierlichkeit der Grundsteinlegung statt finden solle. Indem nun aber der letztre Umstand Berücksichtigung fand,

ward der 4. September als der durch den Willen Sr. Majestät festgesetzte Tag vorläufig angesehen, auf dessen Vorbereitungen jetzt die meiste Thätigkeit zu richten war. Daß aber diese Vorbereitungen die großartigsten und umfassendsten werden mußten, lag in der Natur der Verhältnisse. Denn — war das Fest an sich schon für Köln, für die Rheinlande, für Deutschland bedeutungsvoll genug, wie viel bedeutungsvoller mußte es für die erstern dadurch werden, daß in den Tagen, in deren Mitte der 4. September fiel, die Rheinlande und mit ihnen Köln zum ersten Male das hohe Königspaar begrüßen sollten, und begrüßen sollten umgeben von andren fürstlichen Häuptern und einer so glänzenden Versammlung von militärischen Gästen namentlich aus fast allen deutschen Ländern, und selbst aus andern Ländern Europas, wie aus Rußland und England, daß Köln wohl glauben durfte, es habe seit den Tagen, da dem Kaiser Maximilian I. in Köln gehuldigt wurde, eine solche Versammlung nicht in seinen gastlichen Mauern beherbergt und gesehen. Waren ja doch auch für diesen Aufenthalt des Königs und seiner erlauchten Gemahlinn in der Rheinprovinz in Kölns Nähe militärische Schauspiele und Uebungen von seltener Pracht und seltenem Umfange nach dem Willen des Königs angeordnet und deshalb bedeutende Truppenmassen dort zusammengezogen worden. War es nun aber zugleich der Wille desselben, daß die Grundsteinlegung im Angesichte von Deputirten aller Dombauvereine geschehen möge, wie hätte es dann anders geschehen können, als daß von Stund' an alle Thätigkeit sich auf die Vorbereitungen zum Feste der Grundsteinlegung selbst und zu den sich daran schließenden Festen richtete.

Zu dem Ende nun ward vor Allem unter dem 5. Juli eine Dankadresse an Sr. Majestät den König von Preußen, unter demselben Tage aber auch eine zweite an Sr. Majestät den König von Baiern gerichtet und in beiden der ehrfurchtsvolle Dank für die dem Vereine und seinem Zwecke erwiesene Huld ausgesprochen. Baierns König beantwortete dieselbe bereits am 28. Juli von Brückenau aus in einer Zuschrift an den Erzbischof von Geissel.

Die Antwort Friedrich Wilhelms aber erfolgte am 13. August und lautete so:

„Ich freue mich der lebendigen Theilnahme, welche der Vorstand des Central-Vereins in der Dank-Adresse vom 5. v. M. für die Sache des Dombaues kund gegeben hat. Ich theile die Ueberzeugung von der hohen Bedeutung des Unternehmens, wie nicht minder das Vertrauen und die Zuversicht, daß dasselbe, seiner Schwierigkeit und seines Umfangs ungeachtet, zur ersehnten Vollendung geführt werden wird und finde mich hierin durch die erfreulichen Resultate bestärkt, welche der Verein während der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit erlangt hat. Möge es demselben gelingen, die Flamme der Begeisterung, welche ihn beseelt, weit und breit in den Gauen des deutschen Vaterlandes nicht nur zu vorübergehendem Auflodern anzufachen, sondern dauernd zu nähren, damit das erhabene Werk gedeihe und sich vollende, einer großen Vorzeit würdig, der Gegenwart zum Ruhme und der Nachwelt zum bleibenden Vorbilde deutschen Kunstsinns, wie deutscher Frömmigkeit, Eintracht und Thatkraft!"

Sans-Souci, den 13. August 1842.

(Gez.) Friedrich Wilhelm.

Noch ehe aber diese Antwort erfolgt, ja noch ehe die Dankadresse an Sr. Majestät gerichtet worden war, war unter der Leitung des Centralvereinsvorstandes am 3. Juli das Organ, durch welches fortan alle Dombauangelegenheiten zur Kenntniß in den weitesten Kreisen gebracht werden sollten, „das Domblatt", in's Leben getreten und durch dasselbe bereits vieles Wissenswerthe mitgetheilt, ehe durch seine Vermittelung die königlichen Worte mit vieltausendstimmigen Echo vereinfacht wurden. Denn in der That war die Theilnahme an diesem Domblatte gleich in den ersten

sechs Wochen seines sonntäglichen Erscheinens so groß, daß es sich in 9000 Exemplaren verbreitete, eben so sehr zum Zeugniß für das rege Interesse am Dombaue, wie als Mittel zur Vermehrung dieses Interesses. Wie es aber die Verhandlungen mittheilte, welche in dieser Zeit rücksichtlich der Dombauangelegenheit im Allgemeinen von dem Centralvereine und andern Vereinen, und rücksichtlich der Festfeier in's Besondere gepflogen wurden, und zugleich den Blick in die allerwärts regsame Thätigkeit für das große Werk auf überraschende Weise eröffnete, ward auch durch dasselbe unterm 21. Juli Seiten des Verwaltungsausschusses eine Einladung zur Theilnahme am Feste der Grundsteinlegung an die auswärtigen Dombauvereine, und unterm 18. August an sämmtliche Vereinsgenossen erlassen, am 28. August aber bereits das Programm für die nun inzwischen auf den 4. September festgesetzte und genugsam vorbereitete Feier veröffentlicht.

Eine eigne Schrift nun aber würde es erfordern, um das Leben und Treiben zu schildern, welches in diesen Tagen zu Köln und in dessen Umgebungen herrschte und immer vielseitiger sich entwickelte, je näher der 4. September rückte, — um die Namen nur Aller derer zu nennen, deren Ankunft in Köln öffentlich erwähnt ward, — um die Veranstaltungen zu bezeichnen, welche getroffen wurden, das erhabene Königspaar mit ihren hohen Gästen würdig zu empfangen und ihnen die Tage des Aufenthaltes in Köln zu verschönen, zugleich aber auch das Fest der Grundsteinlegung mit unvergänglicher Schrift in die Herzen aller Theilnehmer an demselben, ja in die Herzen Aller, die jetzt und in Zukunft von ihm hören würden, zu graben, — und doch würde dies Alles nur einen Schatten von der Wirklichkeit entwerfen. Dazu kommt, daß die gelesensten unter den öffentlichen Blättern sich hierüber großentheils so ausführlich haben vernehmen lassen, daß sich die Kenntniß davon bis in die untersten Kreise verbreitet hat. Daher begnügen wir uns hier, das große Bild der Grundsteinlegungsfestlichkeit in möglichst engem Rahmen zusammenzudrängen und nur die Glanzpunkte noch besonders hervorzuheben. Vielleicht, daß

wir späterhin, wenn die Glockentöne der unmittelbaren Gegenwart nur noch in schwächern Klängen nachhallen, eben darin Veranlassung haben werden, dieser Gegenwart mehr Sprache zu verleihen.

Hatte sich nun aber bereits im Mai dieses Jahres ein Verein von Kölner Frauen und Jungfrauen gebildet, um dem Kölner Centraldombauvereine zur Feier der Grundsteinlegung ein Banner zu weihen, so war nun der Tag und die Stunde da, in welchem die Uebergabe desselben erfolgen sollte. Dies aber geschah Freitags den 2. September Nachmittags 4 Uhr in der Behausung des Vorstandspräsidenten, Stadtrath von Wittgenstein, wohin sich die Vorstandsmitglieder und die Deputationen der auswärtigen Vereine, welche zahlreich in den letzten Tagen in Köln eingetroffen waren, vom Rathhause aus begeben hatten. Es war ein schöner Augenblick, in welchem der Vorstandspräsident vor die anwesenden mehr als zweihundert und funfzig Damen trat und sie mit den Worten begrüßte: „An der Spitze des Central-Dombau-Vereins und der Deputirten der auswärtigen Dombau-Vereine, welche sich demselben angeschlossen haben, erscheine ich in Ihrer Mitte, um aus Ihren Händen das Banner in Empfang zu nehmen, welches Sie zum Beweise Ihrer Theilnahme an der Dombausache für den Verein gefertigt und demselben heute zu übergeben beschlossen haben. Wenn Sie zum Vollzuge der Uebergabe bereit sind, werde ich den Herrn Protocollführer des Vorstands bitten, das Protocoll zu eröffnen.“ Da dies nun der Fall war, wurde das Banner von der Frau Oberbürgermeisterinn Agnes Steinberger im Auftrage der bei seiner Anfertigung betheiligt gewesenen Damen dem Vorstandspräsidenten überwiesen. Aller Augen waren auf die herrliche Erscheinung gerichtet. Denn, neun Fuß hoch und eilf Fuß breit, erhebt sich in seiner Mitte aus einem länglichen Viereck in blau damascirtem Seidengrunde das weiß angelegte Bild des vollendeten Doms, welches von einem zwei Fuß breiten, roth seidenen arabeskenförmig geschmückten Rande rings eingefaßt wird. Die obere Seite dieses Randes, in einen zwölf Fuß langen Zipfel mit den Worten „Eintracht, Ausdauer“ in gothischen Lettern auslaufend,

trägt in ihrer Mitte das Wappen der Preußischen Krone, dem in der untern Randseite an derselben Stelle das Kölnische Stadtwappen entspricht. Beide Wappenschilder sind von ausgezeichneter Größe und stellen sich auf beiden Seiten des Banner gleichmäßig dar. An das erstre lehnen zur Linken und Rechten die Wappen der Krone Baiern und Würtemberg, an jenes wiederum das des Großherzogthums Baden, an dieses das des Großherzogthums Oldenburg, beide mit Königskronen geschmückt, während vom Kölnischen Stadtwappen aus die Wappen der mit dem Central-Vereine verbundenen Vereine stammbaumartig ranken, und die Randseiten aufwärts Raum zur ferneren Aufnahme solcher Wappen bieten. Alle diese Wappenschilder aber sind aus Sammt und Gold- und Silberstoff bereitet und durchgängig in mittelalterlicher Form. Mit wenigen Worten begleitete die Frau Oberbürgermeisterinn die Handlung der Uebergabe dieses eben so pracht- als geschmackvollen Geschenkes, indem sie sprach: „Das allgemeine Interesse, welches unser Dom hier und in ganz Deutschland erregt hat, hat die Kölner Damen bewogen, auch nach ihrer Weise ihre innige Theilnahme durch ein selbstgefertigtes Banner zu bezeugen. Mir ward die Ehre, im Namen meiner Mitbürgerinnen Ihnen, Herr Präsident, das Vereinsbanner zu überreichen, mit dem lebhaftesten Wunsche, daß durch Eintracht und Ausdauer das herrliche Werk gefördert und mit Gottes Hülfe zur Vollendung gebracht werde.“ Nachdem aber der Vorstand diese Worte in einer längern Rede beantwortet und mit dem wärmsten Danke für die sinnige Gabe am Schlusse derselben die Erklärung insbesondre verbunden hatte, „der Verein werde dies Banner als das edelste Kleinod zu bewahren und zu schätzen wissen und sich um dasselbe fest und mit unverbrüchlicher Treue an einander schließen, bis das vollendete Gotteshaus, wie hier im Bilde, so in der Wirklichkeit das theure Rheinland mit seiner Herrlichkeit erfülle und von den zum Himmel anstrebenden Thürmen das feierliche Glockengeläute ein Volk von Genossen in seinen Hallen versammle, damit sie dem Herrn danken für die ihnen verliehene Kraft des Vollbringens“, auch von den

anwesenden Geschenkgeberinnen ihre Namen dem Protokoll beigefügt worden waren, ward das Banner den Vereinsmitgliedern Peter Clemens, Peter Nettesheim und Wilhelm Geneste als Bannerträgern übergeben, welchen sich Ernst Zwirner, des Dombaumeisters Söhnchen, zum Tragen des Zipfels anschloß, und nun in feierlichem Zuge nach dem Rathhaussaale gebracht, wo es dem festlichen Augenblicke seiner Abholung für die Einweihungsfeierlichkeit entgegenharrte.

Ehe jedoch dieser eintrat, jauchzten die Herzen der Kölner unter dem fortwährend anschwellenden Strome der Freude und Thätigkeit dem Ereignisse zu, das seiner am 3. Septbr., am Vorabende der Grundsteinlegung, wartete. Dieß war die feierliche Einholung der Königlichen Majestäten, welche am 20. August bereits Berlin verlassen hatten, und ihrer hohen Gäste. Sie erfolgte Abends nach sechs Uhr durch eine zahlreiche berittene Ehrengarde, und war, wie die ganze Festlichkeit, vom schönsten Wetter begünstigt. Die anwesenden königlichen Prinzen, die fremden hohen Herren, die zahlreiche und glänzende Generalität waren schon durch die von Einheimischen und Fremden überfüllten Straßen gezogen, als der König an der Seite der Königinn von Deutz her halb acht Uhr unter dem Geläute aller Glocken, Kanonensalven und dem jauchzenden Zurufe des Volks in Köln eintraf. Um neun Uhr aber zogen 700 Bürger der Stadt, mit Laternen und den Bildern des Doms und des Rathhauses, dem Kölnischen Wappen und der Inschrift: „Prolectori“ (d. i. „dem Beschützer“) geschmückt, vor die Königliche Wohnung und sangen daselbst drei Lieder ab, welche die Königinn sitzend, der König entblößten Hauptes neben ihr stehend, vom Balcon aus mit Zeichen des Wohlgefallens und Dankes anhörten.

Und so war denn endlich der Tag gekommen, der so lange erwartet worden war und dessen Erscheinung unbedingt ein heller Stern am Himmel der Kirche, des Vaterlandes und der Kunst ist, — der Tag, an welchem der Grundstein zum Weiterbau des Doms am Portale des südlichen Kreuzflügels in den Schooß der

Erde gesenkt werden, der Krahn aber auf dem sudlichen Thurme nach wenigstens dreihundertjährigem Stillestande den ersten Stein wieder zu sich hinaufziehen sollte. Darum war kaum der junge Tag am östlichen Saume emporgestiegen, als vom Dome und den übrigen Thürmen der Stadt das feierliche Morgengeläute und die Donnersprache der Kanonen denselben begrüßte, während es auf den Straßen lebendig und immer lebendiger ward, als sich um acht Uhr der König und die Königinn in die evangelische Kirche zur Theilnahme am Gottesdienste begaben, die Mitglieder des Dombau-Vereins aber, mit ihrem Erkennungszeichen, der eisernen Medaille geschmückt, welche auf der einen Seite den Domkrahn mit der Inschrift: „Dombau-Verein zu Köln", auf der andern die Worte: „4. September 1842" zeigte und an rothem und weißem Bande getragen ward, auf dem Neumarkte sich versammelten, um pfarreienweise mit ihren Fahnen unter dem Vorantritte des Vereinsbanners nach dem Dome zu ziehen. Gegen neun Uhr traf das Banner ein, gefolgt vom Vorstande, von den zahlreichen Deputationen der auswärtigen Hülfsvereine und von den sämmtlichen beim Dombau beschäftigten Arbeitern, Steinmetzen, Maurern, Zimmerleuten, Dachdeckern, Schmieden, Schlossern, Glasern und Anstreichern, die, mit dem Schurze umgürtet, die weiß und roth, der Farbe des Doms, geschmückten Zeichen ihrer Handwerke trugen. Von zwei Musikchören begleitet, voran das Vereinsbanner, am Schlusse gegen 3—4000 Mitglieder des Vereins, setzte sich der Zug um neun Uhr durch die geschmückten und vom weit und breit zusammengeströmten Volke und Tausenden von Fremden erfüllten Straßen nach dem Dome in Bewegung, wo sich derselbe im Chor, dem Mittelschiffe und den Vorhallen aufstellte, und sogleich das Hochamt begann, da der König und die Königinn mit den übrigen höchsten und hohen Herrschaften bereits angekommen waren und die für sie bestimmten Sitze in dem seine Herrlichkeit neu entfaltenden Chore eingenommen hatten. Noch aber tönten die Klänge der Beethovenschen Messe in D und des Händelschen Hallelujah in den Herzen nach, als nach Beendigung des Hochamts gegen

eilf Uhr die Domglocken ertönten und nun während ihres Geläutes der Zug, von den beiden Musikchören in zwei Hälften getheilt, deren erstere die sämmtlichen Dombaucorporationen umfaßte, indeß die geistlichen Gesammtheiten, gefolgt von einer zahlreichen Schaar reich uniformirter höherer Civil- und Militärbeamten, die zweite Hälfte bildeten, durch das westliche Hauptportal heraus sich entfaltete und durch die den Dom umschließenden Straßen, deren Häuser von Fahnen und Teppichen zu Feenpalästen umgewandelt und bis auf die Dächer von schaulustigen Gesichtern erglänzten, nach dem Domhofe sich begab, um nun hier den Augenblick zu feiern, in welchem alle Bedeutung des Tags wie die Kraft der Rose in ihrer Knospe sich verschloß. Inzwischen nun waren, vom Jubel der Menge empfangen, der König und die Königinn in Begleitung ihrer hohen Gäste, des Erzherzogs Johann von Oestreich, des Prinzen und der Prinzen Carl, Albrecht, Friedrich, Georg, August von Preußen, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Strelitz und Baden, des Herzogs von Nassau, der Prinzen Georg von Cambridge, Carl von Baiern, Johann von Holstein-Glücksburg, Georg von Hessen, August von Würtemberg und vieler andern Prinzen, Fürsten und Würdenträger auf der Tribune angekommen, welche da, wo der Chor aufhört und die große Lücke des Schiffs zum Thurme beginnt, längs der Dommauer errichtet war und über deren Mitte, vor der Stelle des zu legenden Grundsteins, sich ein höchst geschmackvoller, in gothischer Weise, mit Laubgewinden und farbenreichen Teppichen geschmückter Baldachin erhob, während eine andere größere, roth und weiß drappirte Tribune zur Seite gegen Osten sich erhob, um gegen Bezahlung zum Besten des Dombaufonds einen Theil der Zuschauer aufzunehmen. Mit gespannten Blicken sahen Alle dem ankommenden Zuge entgegen, mit gespanntem Ohre lauschte Alles, als beim Einzuge des Domcapitels mit dem Erzbischofe aus dem Munde der aufgestellten Schul- und Waisenkinder der Gesang ertönte:

„Sieh herab mit Wohlgefallen, Herr, auf Deines Volkes Schaar,
Das in Deines Tempels Hallen lag vor Deinem Hochaltar,
Und gelobt durch fromme Spenden aus der weiten Christenheit
Dir nach Kräften zu vollenden dieses Haus voll Herrlichkeit.

Wenn Du, Herr, nicht auf uns schauest, nimmst das Werk in Deine Hut,
Mit uns prüfest, mit uns bauest, bleibt vergeblich, was man thut.
Darum wird in Deinem Namen nun gelegt der erste Stein,
Deine Allmacht spreche: „Amen!" — dann wird unser Werk gedeihn.

In die Wolken soll er steigen, nicht zu unsrem eitlen Ruhm,
Nur auf Deine Größe zeigen soll allein dies Heiligthum.
Und wie sich die Augen heben, so die Herzen ziehn zu Dir,
Bis Du Wohnung uns wirst geben dort für diese Wohnung hier."

Hatten nun aber während dieses Gesanges beide Majestäten wie die übrigen hohen Herrschaften, desgleichen die dazu berechtigten Staats- und Dombaubeamten, die bereitliegende Urkunde der Grundsteinlegung in einem Exemplare für das Archiv des Domcapitels, in einem andern für das des Dombauvereins unterzeichnet, so begannen jetzt, nachdem noch vorher von der Domcapelle das „Veni creator" („Komm, Gott Schöpfer, komm, heiliger Geist") ausgeführt worden war, die lateinischen Einweihungsgebete des Erzbischofs mit den ihnen entsprechenden Antworten des Chors und unter Gebräuchen ähnlich den schon bei den früheren Feierlichkeiten im Jahre 1248 beschriebenen. Namentlich aber galten dieselben dem Grundsteine, einem Werkstücke von drei Fuß Länge und Breite und zwei und fünf Achtel Fuß Höhe, bestimmt außer vielen andern Gegenständen an Documenten und Münzen insbesondere die Zinnplatte in sich aufzunehmen, auf deren beiden Seiten theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache eine kurze Geschichte des Doms bis auf den gegenwärtigen Augenblick eingegraben war, unter den darauf befindlichen Namen allerdings aber auch die der Könige von Hannover und Würtemberg enthielt, obwohl dieselben, der erstere durch eigne Krankheit, der andere durch Krankheit eines Gliedes des königlichen Hauses, verhindert worden waren, die Feier durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Jetzt

waren die Gebete und Gebräuche vorüber, — die ausgefüllte Höhlung des Grundsteins vom Erzbischofe durch den geweihten Stein, eine ziemlich starke Marmorplatte mit dem preußischen Adler, der Jahreszahl und dem Kreuze der Einsegnung versehen geschlossen, auch ein Werkstück von gleicher Größe mit dem Grundsteine, und mit den Namen der beim Baue beschäftigten Meister und ihrer tüchtigsten Gesellen bedeckt, auf den Grundstein aufgesetzt und mit diesem durch einen bronzenen Zapfen verbunden, und es bedurfte nun nach den ersten Hammerschlägen des Erzbischofs nur der Hammerschläge vor Allem dessen, auf den Aller Augen gerichtet waren, der Hammerschläge des Königs. Eingeladen daher zu diesem Acte verfügte sich Sr. Majestät zu dem Steine, um zunächst Worte der Weihe zu sprechen. Allein — wie wenn ein elektrischer Funken in die Seelen fiele, war es in diesem Augenblicke; denn Jubelruf, der nimmer enden zu wollen schien, durchstürmte die Lüfte zum Willkommen des großen Augenblicks. Und in der That hörte er auch nicht eher auf, als bis der König zu mehreren Malen durch Zuwinken zur Ruhe aufgefordert hatte. Dann aber sprach er mit kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme die unvergeßlichen Worte:

„Ich ergreife diesen Augenblick, um die vielen lieben Gäste herzlich willkommen zu heißen, die als Mitglieder der verschiedenen Dombau-Vereine aus unserem und dem ganzen deutschen Lande hier zusammengekommen sind, um diesen Tag zu verherrlichen.

„Meine Herren von Köln! Es begibt sich Großes unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Es ist das Werk des Brudersinns aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn Ich dieß bedenke, so füllen sich Meine Augen mit Wonnethränen und Ich danke Gott, diesen Tag zu erleben.

„Hier, wo der Grundstein liegt, dort, mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie, — so mögen sie für Deutschland, durch Gottes Gnade, Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden! Alles Arge, Unrechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen. Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Confessionen und der Stände, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja, — den Bau des Vaterlandes hemmte!

„Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor neunundzwanzig Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte, — derselbe Geist, der, gleichsam befruchtet von dem Segen des scheidenden Vaters, des letzten der drei großen Fürsten, vor zwei Jahren der Welt zeigte, daß er in ungeschwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die Kölner Dompforten Thore des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! Er vollende!

„Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem, durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland! — von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen, von dem Brudersinne verschiedener Be-

kenntnisse, der inne geworden, daß sie Eines sind in dem einigen, göttlichen Haupte! —

„Der Dom von Köln — das bitte Ich von Gott! — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden bis an das Ende der Tage.“

Lauter Jubelruf unterbrach hier den erlauchten Redner für einige Augenblicke. Auf vielfältiges Bedeuten zur Ruhe aber legte sich derselbe und mit erneueter Kraft drangen jetzt noch die Worte aus dem königlichen Munde zu den Ohren und in die Herzen der Tausende, die sie vernahmen:

„Meine Herren von Köln! — Ihre Stadt ist durch diesen Bau hoch bevorrechtet vor allen Städten Deutschlands, und sie selbst hat dies auf das Würdigste erkannt. Heute gebührt ihr dies Selbstlob. Rufen Sie mit Mir — und unter diesem Rufe will Ich die Hammerschläge auf den Grundstein thun — rufen Sie mit Mir das tausendjährige Lob der Stadt: — Alaaf Köln!“ —

Kaum aber hatte der König diesen Ausruf gethan und mit demselben, so viel wir wissen, in recht eigenthümlicher Sprechweise Kölns das „Vorwärts!“ — bezeichnende Feldgeschrei der heiligen Stadt ertönen lassen, als von Neuem der Sturm des Jubels und der Zustimmung losbrach und immer wieder und wieder begann, indeß Geschützes-Salven und Trompeten und Pauken ihre gewaltigen Stimmen in den Jubel mischten und die Thränen der Königinn und das Schluchzen der Damen in ihrer Umgebung ein schönes Zeichen der Rührung waren, welche jetzt die Herzen bewegte. Der König aber warf noch einmal einen begeisterten Blick auf Volk und Dom, that hierauf unter dem fortwährenden Rauschen der Volksbegeisterung die drei Hammerschläge und kehrte so-

dann auf die Tribune zurück, wo er von der tief ergriffenen Königinn mit sichtbaren Zeichen der Rührung empfangen ward.

Wohl war es nun nach solchem Vorgange nicht leicht, das Wort zu ergreifen, auf der andern Seite aber auch wieder die Gemüther zu vorbereitet, als daß es des tiefen Eindrucks hätte verfehlen können, als nun nach dem Könige zuerst der Erzbischof sich erhob, mit dem Gruße des Heilands: „Friede sei mit Euch!“ — willkommen hieß, wer auf Thronen und Fürstenstühlen sitze, wer in Schlössern, Städten und Dörfern wohne, — alle die Tausende, die in weiten Kreisen umherstünden, und dann in eben so kräftiger als blühender Sprache das Fest, dem die Stunde gelte, als ein Fest des Friedens für Religion, Kunst und Vaterland schilderte; — als darauf der Präsident des Dombauvereins Worte des Dankes an den König, Worte der Aufmunterung an die umstehenden Theilnehmer des Festes richtete und seine Rede mit der Aufforderung endete, dem erhabenen Beschützer des Vereins und der geliebten Landesmutter ein Lebehoch zu bringen; — als endlich, nachdem sich die aufbrausenden Wogen des einstimmigen Rufs wieder besänftigt hatten, auch der Baumeister des Doms ebenfalls an den König und an die Versammlung wendete, der hohen Verdienste Friedrich Wilhelms III. um die Herstellung und Friedrich Wilhelms IV. um den Fortbau gedachte und mit dem Zurufe an die Arbeiter des Baues schloß: „Jetzt auf! Ihr wackern Werkmeister und rüstigen Werkleute, da oben wie hier unten, leget kräftig Hand an den zum Himmel anstrebenden Wunderbau! — Ihr habt Eure kunstgeübten Hände erprobt an den kühnen Herstellungsarbeiten des Hochchores, und heute, am Tage seiner Weihe, wird Euch für Eure treue Pflichterfullung der schönste Lohn zu Theil, indem Ihr die Ehre habt, vor des Königs Majestät in Eurem Berufe zu erscheinen und fortzusetzen das von ihm beschirmte Werk. Es ist ein Tag der Freude für uns und freudig blicken wir in die Zukunft. Doch — der Segen kommt von oben! — Lasset uns daher flehen zu dem Allmächtigen um seinen fernern Beistand, womit er uns bis heran so gnädig beschutzte. Lob, Ehre und Preis sei

ihm! — und indem wir jetzt mit einstimmen wollen in den feierlichen Lobgesang, rufe ich noch einmal: Frisch auf an's Werk!" —

Nicht lange aber währte es, um noch in dieser Stunde den Anfang mit der Hinausführung dieses Zurufs gemacht zu sehen. Denn, sobald nach Beendigung dieser Reden die beiden letzten Redner und der Oberbürgermeister von Köln, so wie die hohen Anwesenden, die Mitglieder des Dombauvorstandes, die Deputirten der auswärtigen Vereine und Andere die Hammerschläge auf den Grundstein gethan hatten, während dessen sich der König und die Königinn mit dem zu ihnen entbotnen Erzbischofe und mit dem schon genannten Beförderer des Dombaues Dr. Sulpiz v. Boisserée unterhielten, — siehe da schwebte unter dem Gesange einer Festcantate der erste, zum Fortbaue des südlichen Thurms bestimmte Stein an dem von einem mächtigen Adler überragten und mit Fahnen geschmückten Krahne langsam empor, erreichte zum unbeschreiblichen Jubel der Menge die Höhe des Thurmes, ward dort von dem weithinschallenden Hurrah der Bauleute empfangen und eingesetzt, indeß alle Glocken der Stadt und Kanonendonner der Ferne verkündeten, was hier am Dome geschah. Mit freudestrahlenden Blicken schaute die ganze Versammlung nach der Höhe hinauf; mit freudestrahlendem Blicke vor Allem der König, welcher den Hut unablässig nach dem Steine schwenkte, und die Königinn. Noch aber läuteten die Glocken, als der König die Königinn am Arme, vom begeistertsten Abschiedsgruße der Menge begleitet, die Tribune verließ, und am Fuße derselben so lange verweilte, bis die gesammte Geistlichkeit mit ehrfurchtsvoller Begrüßung an ihnen vorübergezogen war. Dann kehrte das königliche Paar und die hohen Gäste unter angemessener Begleitung durch den Dom nach dem westlichen Hauptportale zurück, und verließen in den dort aufgestellten Wagen die festliche Stätte. Das Dombanner aber ward nach dem Rathhaussaale zurückgebracht und damit die erhebende, nur von kleinen Streifregen gestörte, sonst aber vom mildesten Wetter begünstigte Feier geschlossen.

Wohl könnten wir nun noch Vieles von dem berichten, was während des Aufenthalts des Königs und seiner erlauchten Gemahlinn auf dem Schlosse Brühl und der damit verbundenen mehrfachen Anwesenheit des königlichen Paars in Köln bis zu dem Tage, an welchem dasselbe seine Reise rheinaufwärts nach dem Preußischen Schweizercantone Neufchatel fortsetzte, Festliches geschah, was bis zum 13. September an die geschilderte Einweihungsfeierlichkeit des 4. Septembers in entsprechender Weise sich anschloß und was in jenen Tagen und noch über dieselben hinaus für den Weiterbau des Doms berathen und vollbracht wurde. Doch wir haben die Schilderung dieser Feierlichkeit zum Grenzsteine dieser Mittheilungen bestimmt, einmal weil sich in derselben die Geschichte des bisher für den Dombau Geschehenen am Schicklichsten abrundet, dann aber auch damit diese Schilderung die Zukunft dieser Blätter eben so wie die Festfeier selbst die Zukunft des Baues der aufgehenden Morgensonne gleich beleuchte, welche von der vor dem Blicke des Wanderers auftauchenden Landschaft nur Einzelnes ahnen, aber eben dadurch das Verlangen nach vollständigem Genusse in seiner Brust erst recht erwachen läßt. Eins nur ist es, was auszusprechen, ehe wir bis auf weiteres Wiedersehen von unsern Genossen bei der Wandrung durch die Geschichte des Kölner Doms Abschied nehmen, wir nicht unterlassen können, — was wir ihnen vielmehr als Abschiedswort von der, wenn auch nur im Geiste mitverlebten Feier des 4. Septembers zurufen, — es ist ein großer, — ein deutscher, — ein christlicher Wunsch, — es ist der Wunsch: — Möge die Flamme der Begeisterung, welche für — am — und seit dem 4. September 1842 die Herzen vieler Tausende durchglühte und noch durchglüht, allmälig die Herzen aller Deutschen, aller Christen, aller Menschen ergreifen, damit ein Tag komme, von welchem an nicht nur der Dom zu Köln seine Thürme den Wolken entgegenstreckt, — von welchem an nicht nur ein einiges, unüberwindliches Deutschland stark nach innen und dadurch stark nach außen, Eins in Fürsten und Volk zu vollendeter Herrlichkeit sich erhoben hat, — nein ein Tag auch, von welchem an unter dem Himmelskönige, der zu

Bethlehem in Armuth, Nacht und Niedrigkeit geboren ward, damit wir reich, erleuchtet und geehrt würden, ein einiges Volk und unter dem Hirten, zu dessen Hütte ein Stern des Himmels die Weisen aus fernem Lande führte, im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung Eine Heerde geworden ist, — der Tag also, an welchem Erd' und Himmel zu dem Lobgesange sich vereinen werden: „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ —

---

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.